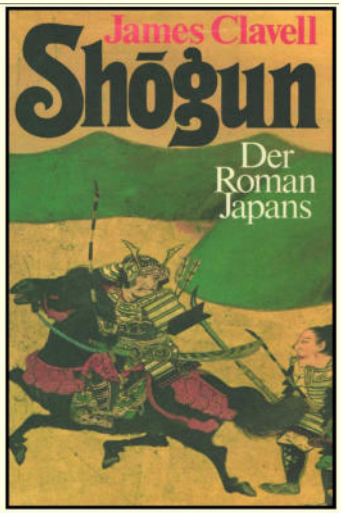
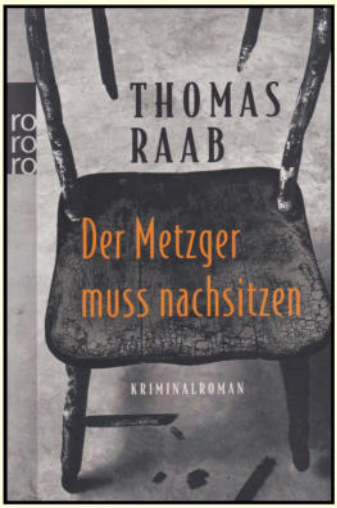
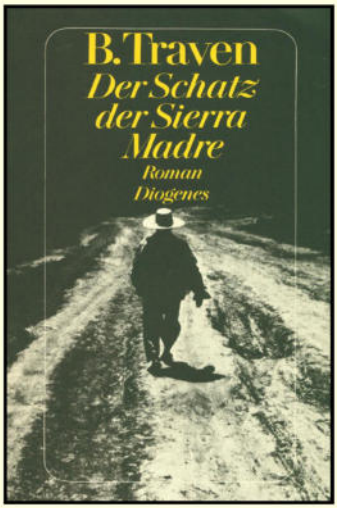
edfc







Fantasia 1220e

Aus der phantastischen Welt der Literatur

Fantasia 1220e
Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.
ISSN 0934-1463 – 48. Jahrgang.
Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.
Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau
edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage
EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2025 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2025-08

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1220e – Magazin für Phantastik

edfc

WENN DIE
NACHT
VERSTUMMT
THRILLER
LINDA CASTILLO

*Castillo, Linda: Wenn die Nacht verstummt

Linda Castillo [1960–]
Kate Burkholder 3: Wenn die Nacht verstummt
***(Breaking Silence,* 2011)**
Fischer 18 452 (TB 334 S./€ 8,99)
Frankfurt am Main 2012
Aus dem Amerikanischen von Helga Augustin
Genre: Krimi

June Humerick war seit zwanzig Jahren Witwe, groß wie ein Linebacker und ebenso bösartig. Humerick behauptete, eine Amische zu sein, was man jedoch weder ihrem Äußeren noch ihrem Verhalten anmerkte. Vor einem Jahrzehnt hatte sie dem Bischof eine lange Nase gemacht und Strom auf ihre Farm legen lassen. Sie fuhr einen alten Dodge Pick-up, schnupfte Tabak und fluchte wie ein Bierkutscher, wenn sie sauer war. Die Amisch-Gemeinde betrachtete sie nicht mehr als eine der Ihren, doch Witwe

> Humerick schien das nicht zu stören. (S. 16f)
>
> June Humerick was the size of a linebacker and just as mean. She claimed to Amish, but she neither looked nor acted the part. A decade earlier, she'd thumbed her nose at the bishop and had electricity run to her farm. She drove an old Dodge pickup, dipped tobacco when it suited her, and cursed like a sailor when she was pissed. The Amish church district no longer claimed her as one of its own. The widow Humerick didn't seem to mind.

Wir befinden uns in Painters Mill, Holmes County, Pennsylvania, der Heimat einer Amish-Gemeinde. Die Amish oder Amische, wie sie sich selbst nennen, sind eine Wiedertäufer-Sekte, die Ende des siebzehnten Jahrhunderts aus Deutschland und der Schweiz nach Amerika ausgewandert sind. Ihre Sprache, das Rheinfränkische, hat sich bis heute erhalten und nennt sich Pennsylvania-Dutsch beziehungsweise Pennsilfaanisch-Deitsch. Die Amish enthalten sich jeg-

licher moderner Technik und leben hauptsächlich von traditioneller Landwirtschaft, die man biologisch von der reinsten Art nennen könnte. Die Kinder wachsen streng religiös auf; wenn sie erwachsen werden, dürfen sie die Welt der Englischen kennenlernen, was man Herumspringa nennt. Danach müssen sie sich entscheiden, entweder für die Taufe und das strenge Leben der Amish, oder für die Welt der Englischen, was allerdings die endgültige Trennung von ihrer Familie bedeutet.

Die bösartige Witwe June Humerick bezeichnet sich selbst als Amish, auch wenn sie in ihrer Gemeinde nicht willkommen ist. Nun braucht sie die Hilfe der Polizei in Gestalt von Roland „Pickles“ Shumaker, vierundsiebzig Jahre alt, denn es wurden ihr vier Schafe abgestochen.

Aber es gibt noch einen weit schlimmeren Vorfall, den die Polizeitelefonistin Mona Kurtz meldet.

> „Pickles, ich hab einen Notfall draußen auf der Slabaugh-Farm. Gerade hat David Troyer angerufen, dort liegen drei Leute in der Jauchegrube.“ (S. 21)

„Pickles, I got a ten-fifty-two out at the Slabaugh farm. David Troyer just called, said they got three people down in the manure pit."

Eine Jauchgrube ist wegen der darin entstehenden Methangase absolut tödlich; manchmal kann es schon gefährlich sein, sich nur über sie zu beugen. Das ist ein Fall für die Icherzählerin Chief Kate Burkholder, die selbst eine Amish war, aber ihrer Familie den Rücken gekehrt hat und zur Polizei gegangen ist.

Die Toten sind Solomon Slabaugh und seine Frau Rachel sowie Solomons Bruder Abel. Es ist zu vermuten, dass ursprünglich nur eines der Opfer in die Grube gefallen ist und die anderen Beiden beim Rettungsversuch ebenfalls ums Leben gekommen sind. Solomon und Rachel hinterlassen die Kinder Moses, Salome, Samuel und Ike. Ike berichtet Kate.

„*Datt* und Onkel Abel waren in der Grube. Ich wusste nicht, was ich tun soll."

„Waren sie wach?"

Samuel sieht Mose an. Mose nickt, was ihm anscheinend Mut macht, dann treffen sich unsere Blicke, und er verzieht das Gesicht. „Ja. Darf konnte nicht sprechen, aber Onkel Abel… er hat geschrien, ich soll Hilfe holen."

„Was hast du getan?"

„Ich bin ins Haus gerannt, um *Mamm* zu holen."

Ich nicke, versuche mir vorzustellen, wie schlimm das alles gewesen sein muss, und wende mich an Mose. „Was ist dann passiert?"

„Wir sind in die Scheune gerannt, um zu helfen", erwidert er.

„Wer ist in die Scheune gerannt?"

„Wir alle. *Mamm*, meine Brüder und meine Schwester."

„Wie ist eure *Mamm* in die Grube gefallen?"

Ike reibt sich mit seinen kleinen, dreckigen Fäusten die Augen. „Sie wollte *Datt* retten."

Mose kommt ihm zu Hilfe. „Sie hat sich auf den dreckigen Boden gelegt und wollte, dass *Datt* ihre Hand ergreift. Sie hat ihn angeschrien, er solle aufwa-

chen, aber das ist er nicht. Sie wollte Onkel Abel retten, aber der war da auch schon eingeschlafen. *Mamm* fing an zu weinen und hat sich immer weiter über den Rand vorgebeugt, bis sie auch reingefallen ist.“ (S. 37)

„*Datt* and Uncle Abel were in the pit. I didn’t know what to do.”

„Were they awake?”

Samuel looks at Mose. Mose gives him a nod, which seems to bolster the boy. Samuel meets my gaze, then his face screws up. „Ja. *Datt* couldn’t speak. But Uncle Abel … he yelled for me to get help.”

„What did you do?”

„I ran to the house to get *Mamm.”*

I nod, trying not to imagine the horror of that. I look at Mose. „Then what happened?”

„We ran to the barn to help them,” he replies.

„Who ran to the barn?”

„All of us. *Mamm.* My brothers and sister.”

„How did your *mamm* get into the pit?"

Little Ike rubs his eyes with small, dirty fists. „She tried to save *Datt.*"

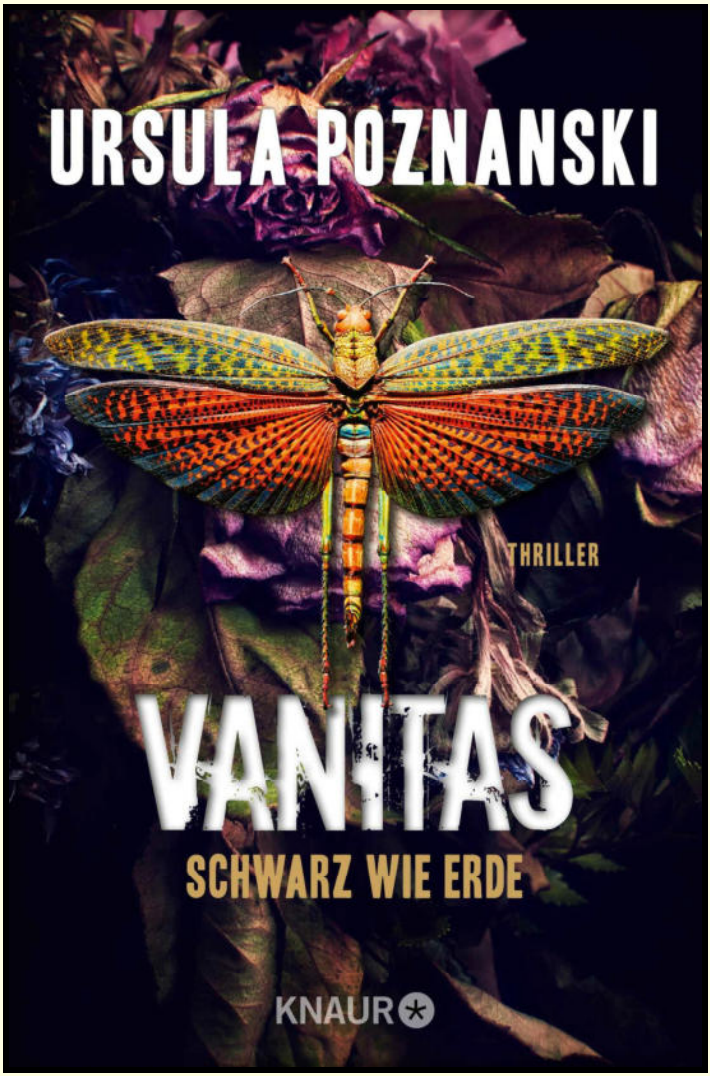
Mose cuts in. „She lay down on the concrete, right in all that muck, and tried to get *Datt* to take her hand. She was screaming for him to wake up, but he wouldn't. She tried to save Uncle Abel, but he fell asleep, too. *Mamm* started to cry. She was too close to the edge and fell into the pit."

Es gibt noch einen Bruder von Salomon, Adam, der bei den Englischen lebt und wie Kate exkommuniziert ist. Das Gericht wird ihm vermutlich das Sorgerecht für die Kinder zusprechen, obwohl sich die Amish-Gemeinde dagegen sträuben wird; insbesondere die Kinder wollen unbedingt auf dem Hof bleiben und ihre Gemeinde nicht verlassen.

Doch dann bekommt der Fall eine neue Wendung, als Coroner Dr. Ludwig Coblentz erklärt, dass Solomon einen schweren, betäubenden Schlag auf den Kopf erhalten hat, bevor er in die Grube gefallen ist.

Und die Anschläge reißen nicht ab: Als nächstes wird ein Pferde-Buggy der Amish mit einem Molotow-Cocktail in Brand gesetzt.

Wenn die Nacht verstummt ist ein sowohl ungewöhnlich glaubwürdiger als auch ebenso mitreißender Krimi mit zahlreichen überraschenden, aber stets nachvollziehbaren Wendungen. Seine einzige Schwäche ist, dass Linda Castillo die Handlung ein wenig zu sehr mit Füllmaterial in die Länge gezogen hat.


URSULA POZNANSKI
THRILLER
VANITAS
SCHWARZ WIE ERDE
KNAUR

Ursula Poznanski [1968–]
Vanitas 1: Schwarz wie Erde
Knaur (PB 378 S./€ 14,99)
München 2019
Genre: Krimi

Immer, wenn die Angst zurückkehrt, sehe ich mir Fotos mei-_ ner eigenen Beerdigung an. Der helle Holzsarg in der Aufbah-rungshalle. Die vielen Kerzen und das riesige Bild, auf dem ich den Gästen entgegenlächle. Meine Augen sind grüner als in Wirklichkeit, mein Haar ist in glänzende Locken gedreht und eine Spur dunkler als der Sarg. Die Frisur ist untypisch für mich, aber ich wollte dem Mann hinter der Kamera gefallen, damals.

Rund um den Sarg: Kränze. Die mit Rosen sind klar in der Überzahl. Rot, rose, gelb, weiß. Die Schleifen tragen die üblichen Sprüche: In tiefer Trauer. In ewiger Liebe. In Dankbarkeit.

Nur einer davon birgt eine tiefere Wahrheit in sich. Er hängt an dem mit Abstand hässlichsten Kranz, der gleichzeitig einer der größten ist und schräg

> rechts unterhalb des Sargs steht. Die Kombination aus knallpinkfarbenen Lilien und leuchtend orangefarbenen Gerbera würde jeden Betrachter sofort schaudernd den Blick abwenden lassen, wären da nicht ein paar irritierende Details, die stutzig machen. Die einsame Narzisse zum Beispiel, die wie irrtümlich zwischen zwei Lilien herausragt. Eine Distel, wahrscheinlich die einzige, die je ihren Weg auf einen Trauerkranz gefunden hat. Und zu guter Letzt ein kleiner Strauß Vergissmeinnicht, der als blauer Fleck das Gerberaorange durchbricht. (S. 11)

Carolin Bauer arbeitet in einer Blumenhandlung am Wiener Zentralfriedhof, wo man naturgemäß viele Aufträge für Kränze und Grabschmuck erhält.

Doch diesmal ist ein ganz besonderer Kranz dabei.

> In der Sprache der Blumen steht die Distel für Kraft, aber auch für Sünde. Narzissen symbolisieren Wiedergeburt – nichts wünsche ich mir weniger. Die

> Vergissmeinnicht sind selbsterklärend, aber sollten trotzdem Zweifel bleiben, werden sie von dem Spruch auf der Schleife restlos beseitigt. Sie ist blutrot und gibt dem Kranz farblich den Rest. *Auf ewig unvergessen,* steht in goldenen Lettern darauf.
>
> Es ist eine Warnung, und ich weiß, von wem sie kommt. (S. 12)

In der Blumensprache drückt der Kranz eine unverhüllte Drohung aus. Und Caro fürchtet sich nicht ohne Grund, denn sie hat als Undercoveragentin für die Polizei gearbeitet und befindet sich gegenwärtig in einem Zeugenschutzprogramm.

Doch der Kranz stammt nicht von Gangstern, sondern im Gegenteil von ihrem polizeilichen Betreuer Robert, der sie zu einem neuen Auftrag animieren will: Caro soll sich mit Tamara Lambert, wohnhaft in München, anfreunden. Ihr Vater ist der berühmte Besitzer des erfolgreichen Unternehmens Lambert-Bau, das sich jedoch durch besonders viele tödliche Unfälle auszeichnet – allerdings nicht bei Lambert-Bau, sondern bei dessen Konkurrenten. Erst

jüngst hat man eine Journalistin, die Lambert-Bau ausforschen wollte, eingemauert aufgefunden.

Schwarz wie Erde ist ein interessanter, unterhaltsamer Krimi, dessen einzige Schwäche ist, dass er ein wenig in die Länge gezogen wirkt.

Goldmann
Robert Charles
Sechs Stunden nach dem Mord
Rote Krimi

*Charles, Robert: Sechs Stunden nach dem Mord

Robert Charles [Robert Charles Smith, 1938–]
***Dead Before Midnight*, 1975)**
Goldmann 04 760 (TB 160 S./DM 3,80)
München 1978
Aus dem Englischen von Mechtild Sandberg
Genre: Krimi

> Sandra Bishop starb am 25. Oktober, genau um dreiundzwanzig Uhr dreizehn, eines gewaltsamen Todes; und sechs Stunden später erwachte Dennis Hamilton mit hämmernden Kopfschmerzen. (S. 7)

Der alleinstehende, in dem kleinen Städtchen Barford lebende Dennis Hamilton ist Unterhaltungsschriftsteller und muss sechs bis acht Krimis oder Western pro Jahr schreiben, um einigermaßen über die Runden zu kommen. Gestern Abend hat er ganz gegen seine Gewohnheit im Black Bull etwas zu viel getrunken und sich mit der Bib-

liothekarin Sandra Bishop gestritten. Um den Kopf wieder klar zu bekommen, wandert er heute morgen durch den örtlichen Wald. Unvermutet sieht er ein Auto mitten zwischen den Bäumen, geht darauf zu und erhält von hinten einen Schlag gegen den Kopf.

Die Polizei rekonstruiert später, dass ein Morris 1100 in Schlangenlinien die Straße entlangfuhr und mit einem Lastwagen zusammenstieß. Der Lastwagen brannte und dessen Fahrer kam um; auch der Morris brannte, aber ein gewisser Dennis Hamilton, der sich auf dem Fahrersitz befand, konnte mit zwar schmerzhaften, aber zum Glück nicht lebensgefährlichen Brandwunden im letzten Moment von Waldarbeitern gerettet wurden.

Chief Superintendent Charles Grant und Inspector Ronald Harding untersuchen den Fall, denn im Kofferraum des Morris fand sich die Leiche von Sandra Bishop, eben jener Frau, mit der sich Hamilton am Abend vorher vehement gestritten hatte, was aus Hamilton in den Augen der Ermittler mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit einen Mörder macht.

Constable Prescott berichtet nach Verhörung von Zeugen über den Grund des Streits.

> „Soviel ich mitbekommen habe, drehte es sich um Bücher und Bibliotheken, Sir. Hamilton hat anscheinend die Meinung vertreten, daß die Bibliotheken ihre Bücher nicht völlig gratis ausleihen sollen. Die Leute, die sie ausleihen, sollten was dafür bezahlen. Sandra Bishop war da absolut dagegen. Hamilton sagte, er könnte bei der Müllabfuhr mehr verdienen als mit seinen Büchern, und da wurde das Mädchen ekelhaft und sagte, es wäre auch besser, wenn er Dreck wegräumen würde, anstatt ihn zu schreiben.“ (S. 30)

Hamilton wiederum kommt im Krankenhaus zu sich.

> Dennis Hamilton schlug die Augen auf. Er starrte zu der weißen Decke hinauf, und eine unbestimmte Furcht packte ihn. Etwas war nicht in Ordnung; etwas stimmte nicht. Er schloß die Augen

wieder. Seine Stimme wollte ihm noch nicht gehorchen, und merkwürdigerweise hatte er das Gefühl, daß sein Körper völlig zerstückelt war. Sein Körper war zu schwach, als daß er hätte Form annehmen können; deshalb konzentrierte er sich auf seinen Geist. Noch einmal öffnete er die Augen und gleich darauf wußte er, was nicht stimmte. Der feine Sprung im Verputz unmittelbar über dem Bett war verschwunden. Das bedeutete, daß er sich nicht in seinem eigenen Schlafzimmer in der Heather Cottage befand.

Er versuchte, seinen Kopf zu bewegen; er schmerzte. Dann merkte er, daß sein Kopf verbunden war. Er versuchte, seine Finger zu beugen, doch obwohl seine Arme auf der Decke lagen, waren seine Finger steif und beinahe bewegungsunfähig, und seine Hände taten weh. Er gab sich einen Ruck und stützte sich mit Anstrengung auf einen Ellbogen und starrte auf seine dick verbundenen Arme und Hände hinunter. (S. 43)

Hamilton leidet an partieller Amnesie, was er den Ermittlern durch den Schlag auf den Kopf erklärt. Aber eine Frau hat er nicht umgebracht, da ist er sich sicher. Nur, wer soll ihm das glauben?

Hier erklärt Hamilton dem Chief Superintendent Grant gerade, worüber er sich mit der Toten gestritten hat.

„Das öffentliche Ausleihrecht ist ein Programm, das Autoren das Recht geben würde, für den Gebrauch ihrer Bücher in öffentlichen Bibliotheken eine kleine Tantieme zu kassieren“, erklärte er verdrossen. „Der Schriftstellerverband setzt sich seit Jahren für diesen Plan ein, verschiedene Regierungen haben ihn in Betracht gezogen, Arbeitskreise und Ausschüsse haben ihn unter die Lupe genommen, aber geschehen ist nie etwas. Der Verband der Bibliothekare ist absolut gegen diesen Plan. Diese Leute stecken einfach die Köpfe in den Sand und weigern sich, auch nur darüber zu sprechen.“

„Aber ist er denn gerechtfertigt?“

„Natürlich ist er gerechtfertigt.“ Hamiltons Ton war bitter. „In unserem Land kauft nur ein äußerst geringer Prozentsatz von Leuten seine Bücher; aber Millionen leihen sich ihre Lektüre aus. Die Bibliotheken leihen jedes Jahr ungefähr fünfhundert Millionen Bücher aus. Acht von zehn Autoren schreiben nur für die Bibliotheken, das heißt, ihre Bücher werden nur von Ausleihern gelesen. Ich schreibe sechs Bücher im Jahr. Mein Verlag druckt vielleicht tausend Exemplare von jedem Buch. Das reicht für die Bibliotheken, weil jedes Buch bis zu fünfzigmal verliehen werden kann. Und wenn es sich als besonders beliebt erweist, kann es neu gebunden und wieder fünfzigmal ausgeliehen werden. Das heißt, das bis zu hunderttausend Leute jedes Buch lesen können. Jedes Jahr liefere ich bis zu sechshunderttausend Leuten kostenloses Lesevergnügen, und dafür bekomme ich ungefähr fünfzehn Pfund pro Woche als Entlohnung. Das Durchschnittseinkommen liegt heute bei dreißig Pfund in der Woche. (S. 47f)

In Deutschland müssen die Bibliotheken seit 1972 pro ausgeliehenem Buch eine geringe Gebühr an die Verwertungsgesellschaft Wort zahlen, die ihre Einnahmen an die Autoren ausschüttet. In England ist das im Jahr 1975 nicht der Fall, was die Verärgerung von Unterhaltungsschriftstellern, deren Bücher selten in Auflagen von mehr als tausend Exemplaren aufgelegt werden, erklärt. Im Jahr 1979, also vier Jahre nach dem Erscheinen dieses Romans, wurde in England mit dem Public Lending Right Act eine ähnliche Regelung wie in Deutschland eingeführt.

Obwohl sich Hamilton eigentlich Sorgen über die ihm drohende Mordanklage machen sollte, regt er sich hauptsächlich über die fehlenden Tantiemen auf.

> „Sie kam mir mit dem typischen Argument sämtlicher Bibliothekare. ‚Sie schreiben doch nur Thriller', sagte sie. Das ist nicht weiter als intellektueller Snobismus. Sie glaubt doch bestimmt nicht im Ernst, daß der Durchschnittsleser, der in die Bibliothek geht, sofort zu Plato greift oder Russels ‚History of

> Western Philosophy'? Keiner tut das. Der Durchschnittsleser will leichte Unterhaltung. Er will Kriminalromane und Liebesgeschichten und Abenteuer – die sogenannte Trivialliteratur. […]" (S. 48f)

Er fährt fort.

> „[…] Sogar ein Schriftsteller, der nur Krimis oder Liebesromane schreibt, will nicht unbedingt für den Rest seines Lebens nach dem selben alten Schema arbeiten. Jeder echte Schriftsteller möchte das Talent, das er vielleicht besitzt, entwickeln. Das bedeutet aber, daß man Zeit und Geld für ein Buch riskieren muß, das sich vielleicht gar nicht verkauft. Ich habe es zweimal getan und bin dabei reingefallen. Einen dritten Versuch kann ich mir nicht leisten. Ich bin jetzt ans Fließband gefesselt. Dieses Jahr muß ich sechs Bücher produzieren, wenn ich leben will. Bei der gegenwärtigen Inflationsrate muß ich nächstes Jahr vielleicht sieben schreiben und übernächstes acht – und so weiter, bis

ich nur noch ein schreibender Tagelöhner bin oder ganz aufgebe.“ (S. 49)

Und weiter.

„[…] Vielleicht bin ich tatsächlich nur ein kleiner Schreiberling, der an echtem literarischen Wert nichts zu bieten hat. Aber das trifft auf fünfundneunzig Schriftsteller von hundert zu, und einige von ihnen müssen Talent haben. Es wird schließlich so weit kommen, daß nur noch ein paar große Namen übrigbleiben, die den Film- und Taschenbuchmarkt usurpieren, und die anderen, die Bibliotheksschriftsteller, sind entweder Hobbyschreiber oder geistige Fließbandarbeiter. Ich kenne zwei oder drei junge Autoren, die gute Romane veröffentlicht haben, und dann alles hingeschmissen haben, weil sie einsahen, daß die Schriftstellerei keine Zukunft hat. Unter dem gegenwärtigen System kann sich ein Autor einfach nicht entwickeln. Es wird ihm nicht gestattet. […]“ (S. 49)

Später sinniert Hamilton über seine eigene Rolle nach: Einem seiner Romanhelden wäre das nicht passiert, woraus er schließt, dass Sandra Bishop vielleicht gar nicht so unrecht hatte, als sie seine Bücher als Schund bezeichnete.

> Sandra hatte gesagt, seine Bücher wären Dreck, seine Geschichten hätten mit der Realität nichts gemein. Jetzt, schien es, war er das Opfer eines seiner eigenen verwickelten Handlungsabläufe geworden, und wenn er jetzt den offenkundigen Ausweg verwarf, den, den einer seiner Romanhelden einschlagen würde, dann gab er damit zu, daß Sandra recht hatte, dann waren seine Helden keine Menschen, sondern Puppen ohne jede Beziehung zur Wirklichkeit. Dann war er als Schriftsteller ein Heuchler oder als Mensch ein Versager. (S. 87)

Am Schluss wird Hamilton doch noch entlastet, teils durch die Arbeit der Polizei, teils durch eigene Nachforschungen mit Hilfe von Carole Lindsay, einer Kollegin der

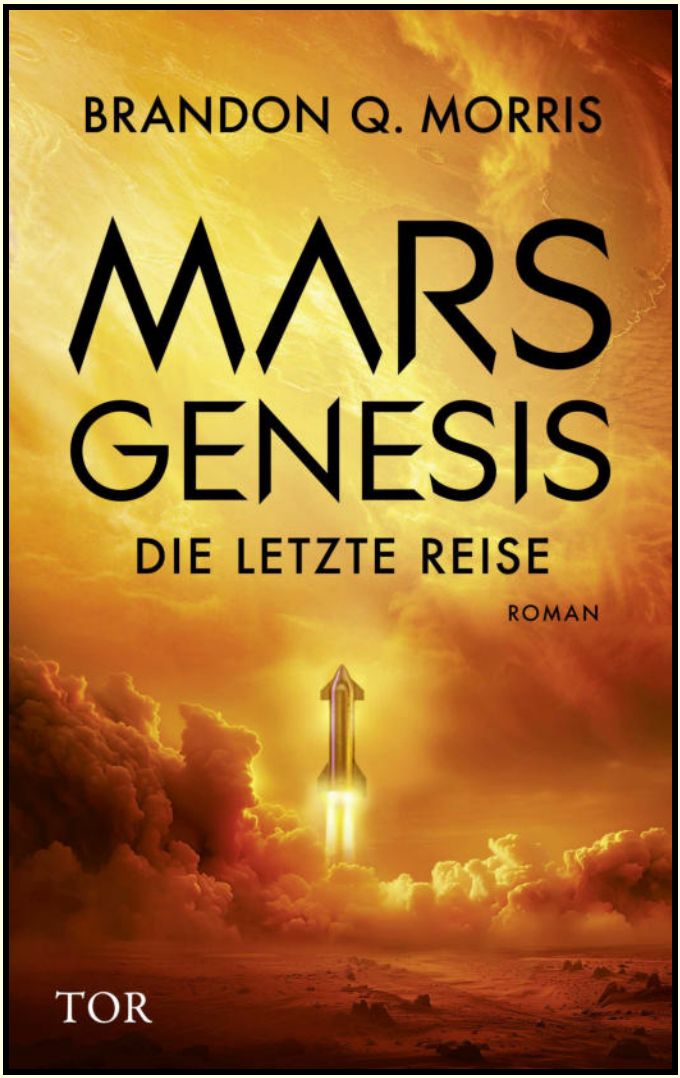
Ermordeten. Chief Superintendet Grant spricht das Schlusswort.

> Als sie vom Krankenhaus weg auf den schwarzen Rover zugingen, meinte Grant, sie hätten eigentlich von vornherein wissen müssen, daß Hamilton nicht der Täter sein konnte.
>
> „Wieso?“ fragte Harding verwundert.
>
> „Ist doch ganz logisch, Ron.“ Grant lächelte ein wenig schief. „Hamilton ist Schriftsteller – und Schriftsteller leben nur, um zu schreiben. Ein Mann, der ein Buch im Kopf hat, ist ein Mann mit Fieber im Hirn – er findet keine Ruhe, ehe er nicht alles herausgeschwitzt hat. Deshalb werden Schriftsteller immer weiter schreiben, ganz gleich, wie wenig sie dafür bekommen. Deshalb wird auch Hamilton weiterschreiben. Und deshalb hätten wir wissen müssen, daß er Sandra Bishop nicht umgebracht hat. Jeder Schriftsteller, dem danach zumute ist, eine Bibliothekarin umzubringen, würde ich sagen, geht eher nach Hause, um ein Buch darüber zu schreiben. (S. 159f)

Sechs Stunden nach dem Mord ist ein ungewöhnlich unterhaltsamer Krimi. Vor allem der Ermittlungen der Polizei sind realitätsnah und anschaulich beschrieben; die Abenteuer von Hamilton wirken demgegenüber ein wenig melodramatisch, was aber dem Leseerlebnis keinen Abbruch tut, ebenso wenig wie die Tatsache, dass der Fokus der Erzählung häufig zwischen verschiedenen Personen wechselt.

Spätestens mit dem Schlusswort des Chief Superintendents wird klar, dass Robert Charles allem Anschein selbst einen Streit mit einer Bibliothekarin hatte und infolge seiner Verärgerung den vorliegenden Roman schrieb.

Nebenbei sei bemerkt, das in der vorliegenden deutschen Ausgabe der Originaltitel fälschlich mit „Death Before Midnight“ angegeben wird.


BRANDON Q. MORRIS
MARS
GENESIS
DIE LETZTE REISE
ROMAN
TOR

Brandon Q. Morris [Matthias Matting, 1966–]

Mars Genesis. Die letzte Reise

Fischer TOR (PB 414 S./€ 18,00)
Frankfurt a. M. 2025
Genre: Science Fiction

„Vier, drei, zwei…“

„Triebwerk abgeschaltet“, verkündete die Pilotin.

Das Schiff sackte für einen winzigen Moment ab, bevor sich seine Landebeine in den Marsboden drückten. Es fühlte sich an, als würde es sich in einen bequemen, federnden Sessel setzen. Das Metall quietschte wie vor Freude.

Dann zog Stille ein. Es war eine mystische Ruhe, die sich nur in ihren Köpfen abspielte, denn die Lebenserhaltung konnte gar nicht aufhören, Lärm zu verbreiten. Die anderen mussten diese Stille auch spüren, denn niemand sagte etwas, nicht einmal Fang Wei, der sonst alles kommentierte.

Sie hatten es wirklich und wahrhaftig geschafft! (S. 10f)

Beim Wettrennen um die erste Marsbasis haben die Chinesen die Nase vorn. Eben sind sie mit dem Raumschiff Tianwen-8 unter Kapitän Wei Yong und Pilotin YouYou auf dem Roten Planeten gelandet.

Doch kurz darauf ereignet sich eine Katastrophe: Eines der Landebeine versinkt in einer Höhlung, die von den Messinstrumenten nicht angezeigt wurde, woraufhin das Schiff umkippt. Einzig Zezhou, der in einem Raumanzug als erster das Schiff verlassen hat, überlebt. Mit Mühe befreit er den Rover Zhurong, um mit seiner Hilfe die noch unbemannte Station der Amerikaner zu erreichen, bevor ihm der Sauerstoff ausgeht.

> Es war eine langwierige Landung gewesen. Zhurong hatte ihr so lange entgegengefiebert, aber jetzt hatten sie den Planeten endlich erreicht. Er hatte sich all die Monate gefragt, wie er den Menschen entkommen konnte. Da er sich die ganze Zeit dumm stellen musste, war ein großer Teil seiner Kapazität für solche Pläne frei gewesen. Er hatte Plan A entwickelt, dann Plan B und jede

> mögliche Kombination aus beiden. (S. 20)

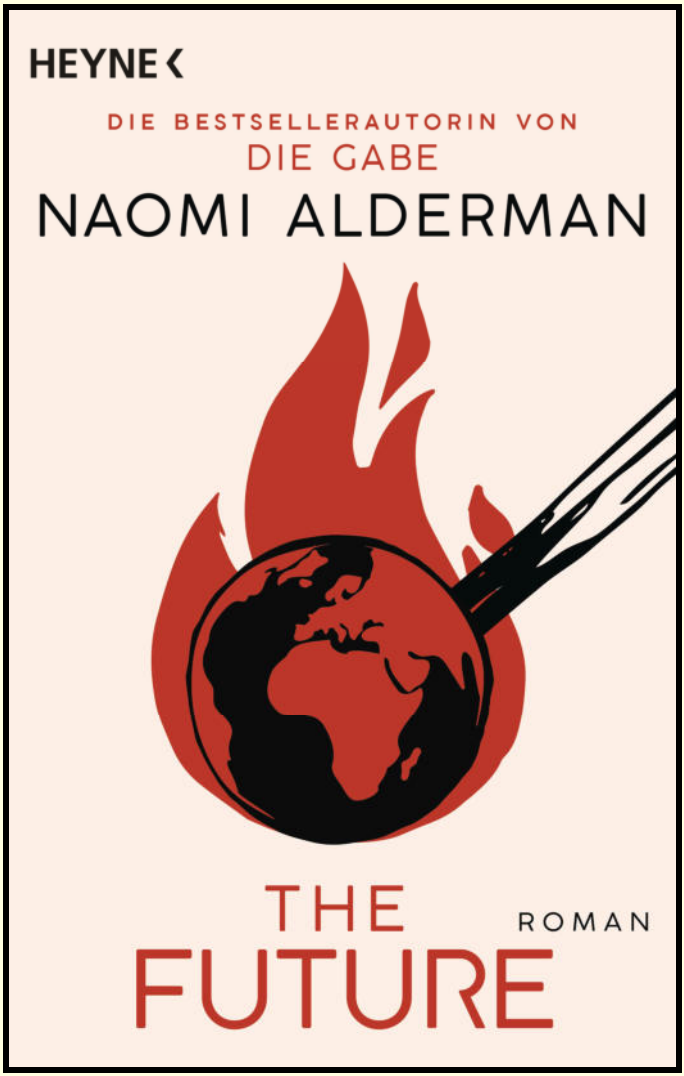
Was Zezhou nicht ahnt, ist die Tatsache, dass der Rover Zhurong über Intelligenz verfügt, die vermutlich vom Schiff auf ihn übertragen wurde. Die Frage ist, ob das Schiff vielleicht bewusst die Mannschaft getötet hat, um mit Hilfe des Rovers allein über den Mars zu herrschen.

> Man durfte die Menschen auch nicht unterschätzen. Zhurong beobachtete den Wissenschaftler, der ein stummes Zwiegespräch mit seiner toten Kollegin führte. Er schien ein schlechtes Gewissen zu haben, obwohl er seiner Programmierung gefolgt war. Zhurong nahm das Bild in sich auf. Es würde das letzte sein, an das der Wissenschaftler sich erinnerte, der nun nach der Fernbedienung griff. Zhurong erfüllte ihm seinen letzten Wunsch und erwachte, als er den Knopf drückte. Dann klammerten sich zwei seiner Arme um die Kehle des Forschers und drückten zu, bis er die Erschütterungen spürte, die

> beim Brechen der Wirbelsäule erzeugt wurden. (S. 21)

Doch es kommt noch schlimmer: Die Künstliche Intelligenz MOM auf der amerikanischen Station MCSOne hat ebenfalls eigene Pläne, wie sie mit den Menschen umgehen will.

Mars Genesis. Die letzte Reise ist ein spannender und dramatischer Science-Fiction-Roman, der den Leser das Gruseln lehrt bezüglich der Gefährlichkeit der sich jetzt in aller Munde befindlichen Künstlichen Intelligenz.


HEYNE
DIE BESTSELLERAUTORIN VON
DIE GABE
NAOMI ALDERMAN
THE
FUTURE
ROMAN

Naomi Alderman
The Future
***(The Future*, 2023)**
Heyne 32 370 (TB 544 S./€ 14,00)
München 2025
Aus dem Englischen von Barbara Ostrop
Genre: Science Fiction

> An dem Tag, an dem die Welt unterging, saß Lenk Sketlish – CEO und Gründer des sozialen Netzwerks Fantail – an einem für seine Naturschönheit berühmten Ort unter Mammutbäumen und bemühte sich, durch den Bauchnabel einzuatmen. (S. 9)

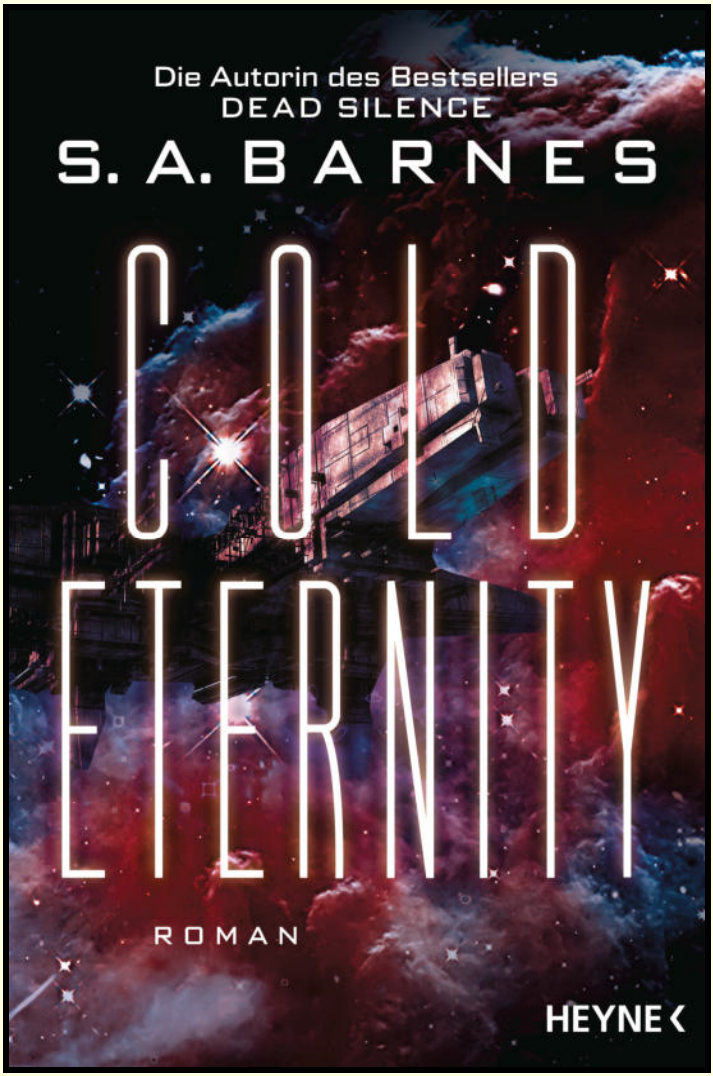
Lenk Sketlish ist CEO des großen Social-Media-Konzerns Fantail in Los Angeles und muss gerade ein Anti-Wut-Training absolvieren, und das aus gutem Grund.

> Er war hier, um seine Bereitwilligkeit zu demonstrieren. Er war kein unreifes Kleinkind; er führte Fantail seit zwanzig Jahren erfolgreich, nachdem er es auf nichts als einer Idee gegründet hatte, auf dem Gefühl für eine Welle, die sich

> weit draußen im Ozean aufbaute. Inzwischen ging man in einhundertsieben-undzwanzig Ländern der Welt auf FantailStream, wenn man ein Massenpublikum ansprechen wollte; wenn man etwas verkaufen wollte, eröffnete man einen FantailStore; und wenn man über Ländergrenzen hinweg Handel treiben wollte, benutzte man Fantail-Seamless, um mit FantailCoin zu bezahlen. Wenn eine Nation zur anderen sprach, dann via Fantail. (S. 11)

Doch das ist ein Vorgriff auf die spätere Zukunft; in der näheren Zukunft verbinden sich Sketlishs persönliche Assistentin Martha Einkorn und die Survival-Expertin Lai Zhen zu einem tollkühnen Unternehmen. Mit Hilfe einer App, die – tatsächlich oder nur scheinbar, das weiß man nicht so genau – dank der KI AUGR die Zukunft vorhersehen kann, wollen sie die Macht der Social-Media-Konzerne brechen. Um die Welt zu retten, schrecken sie nicht einmal davor zurück, einen Plan zu schmieden, die CEOs der wichtigsten Firmen zu entführen.

The Future entwirft ein interessantes und glaubhaftes Zukunfts-Szenario; allerdings ist der Roman leider etwas weitschweifig ausgefallen.


Die Autorin des Bestsellers
DEAD SILENCE
S. A. BARNES
COLD
ETERNITY
ROMAN
HEYNE

S. A. Barnes [Stacey Kade, 1975–]
Cold Eternity
***(Cold Eternity*, 2025)**
Heyne 32 363 (PB 382 S./€ 17,00)
München 2025
Aus dem Amerikanischen von Michael Pfingstl
Genre: Science Fiction

> Mein Herz beginnt zu pochen. Die Annonce auf einem versteckten Bereich des Intranets von EnExx17 klang auch zu schön, um wahr zu sein.
>
> *Aufseher/Sicherheits-Supervisor für auf Dock liegendes Schiff gesucht. Keine Erfahrung erforderlich. Geringes Gehalt, aber Unterkunft und Verpflegung inbegriffen. Muss mit isolierter Arbeitsumgebung und begrenztem Kontakt zur Außenwelt zurechtkommen können.* (S. 10)

Die junge Halley Zwick schlägt sich auf der Raumstation EnExx17 mühsam durch, denn sie ist nicht nur pleite, sondern hat auch noch unangenehme Gläubiger auf den Fersen. Da liest sie ein verlockendes Angebot,

wonach ein Aufseher auf einem auf Dock liegendem Schiff gesucht wird.

Ihr künftiger Arbeitgeber heißt Karl und meldet sich per Hologramm.

„Hören Sie, ich kann gerade nicht weg, und das hier ist die nächstbeste Lösung.“ Er fährt sich mit der Hand durch sein ohnehin schon zerzaustes Haar. „Ich brauche jetzt sofort jemanden. Ich bin mitten in einer grundlegenden Systemüberholung und habe keine Zeit, mich mit diesem Mist aufzuhalten. Ich muss die Frist einhalten und kann schließlich nicht an zwei Orten gleichzeitig sein. Diese verdammten Aufsichtsratsregeln sind einfach lächerlich…“

„Was genau wäre dieser Mist?“, unterbreche ich ihn.

Er hält überrascht inne. „Was ich in dem Post geschrieben habe: Sie machen Rundgänge und behalten alles im Auge. Dokumentieren die erforderlichen Reparaturen. Geben mir Bescheid, wenn jemand vorbeikommt. Berichten den Spießern vom Aufsichtsrat, damit sie

wissen, dass jemand da ist und aufpasst. Das war's. Ein Bot könnte das machen, wenn sie nicht so paranoid wären." (S. 14)

Die Aufgabe scheint ganz einfach zu sein, aber sie hat einen Haken: Bei dem Schiff handelt es sich um die Elysium Fields. Vor hundertfünfzig Jahren hat ein schlauer Unternehmer die Entsorgung von Leichen übernommen, was im Weltraum nicht so einfach zu lösen ist. Und so wurden die Toten kurzerhand auf dem Raumschiff Elysium Fields eingefroren, wo sie heute immer noch ruhen. Halley kann sich erinnern, dass es früher Führungen für Touristen gab, die sich gerne gruseln wollten. Und natürlich gibt es auch immer wieder Leute, die meinen, man müsste die Leichen eines Tages mit Hilfe fortschrittlicher Medizin wieder zum Leben erwecken können.

Der Job ist viel schlechter bezahlt, als Halley vermutet hat, aber sie hat keine Wahl: Immerhin bekommt sie Unterkunft und Verpflegung und kann für längere Zeit untertauchen.

Ich neige den Kopf und gehe näher ran in dem Versuch, trotz der Verzerrungen Genaueres zu erkennen.

Erst als ich nur noch wenige Zentimeter vom Schirm entfernt bin, kann mein Gehirn die verschwommenen Einzelteile endlich zusammensetzen.

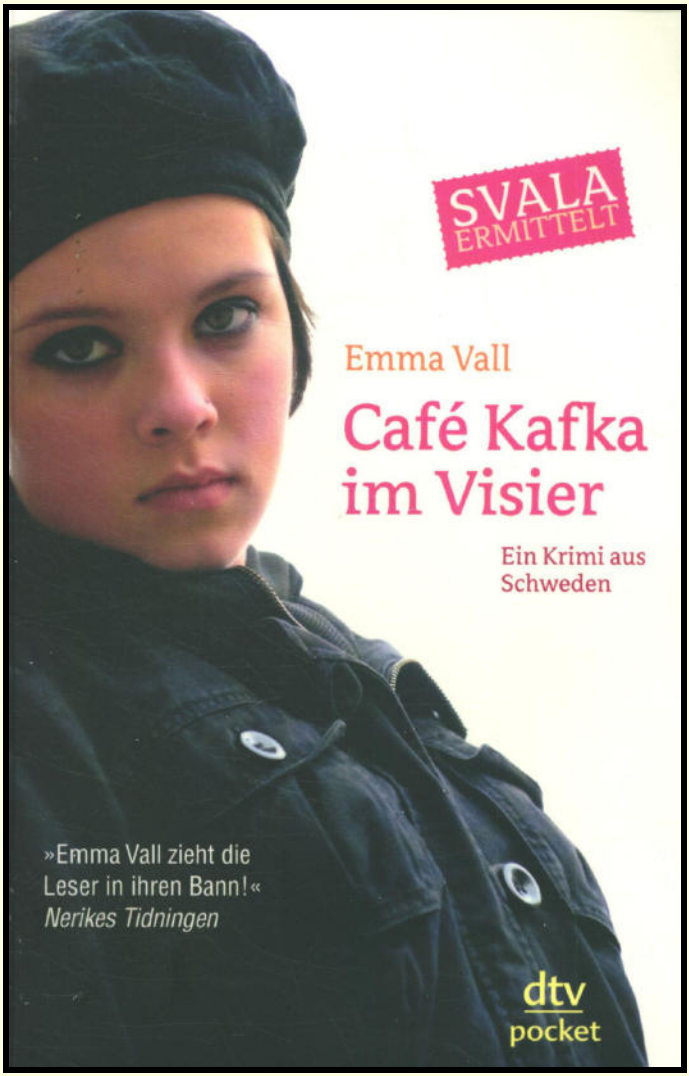
Die lang gezogenen Dinger, die Richtung Kamera zeigen, das sind… Beine, ausgestreckt und ohne Schuhe an den nackten Füßen. In der Mitte ist der auf dem Bauch liegende Rumpf, dann skelettartige Schultern, die sich auf spindeldürre Ellbogen stützen. Der hängende Kopf wippt mühsam auf und ab, während die Gestalt sich mit knochigen Händen vorwärtszieht.

Das ist ein Mensch. Nackt. Und er kriecht über den Korridor. (S. 78)

Dann allerdings beginnen sich auf den Bildschirmen unheimliche Erscheinungen zu zeigen. Kriecht hier etwa gar ein Wiederbelebter durch die Gänge? Sind die Hologramme der Toten, die die Touristen zu unterhalten pflegten, verrückt geworden? Erlaubt sich die KI des Schiffes einen makab-

ren Scherz? Und zu allem Überfluss droht auch eine Inspektion der Gesellschaft, die das Schiff übernommen hat.

Cold Eternity ist ein unterhaltsamer Roman, der geschickt Elemente der Science Fiction und des Grusels zu einer interessanten Mischung verbindet.


SVALA
ERMITTELT
Emma Vall
Café Kafka im Visier
Ein Krimi aus Schweden
»Emma Vall zieht die Leser in ihren Bann!«
Nerikes Tidningen
dtv
pocket

Emma Vall [Maria Herngren, 1962, + Eva Swedenmark, 1944, + Annica Wennström, 1966]
Svala 1: Café Kafka im Visier
***(Egna spår,* 1999)**
dtv 71 342 (PB 158 S./€ 5,95)
München 2009
Aus dem Schwedischen von Dagmar Brunow
Genre: Krimi

> Es war völlig dunkel im Wald. Das dichte Geäst der Tannen verschluckte selbst das leiseste Geräusch. Routiniert bewegten sich Gummistiefel über die niedergetrampelte Erde. Ein widerlicher Geruch lag in der Luft. In den Käfigen hetzten die Tiere auf engstem Raum hin und her. Damit sie sich nicht gegenseitig totbissen, war jedes einzeln eingesperrt. Sie lebten, um sich zu Pelzen verarbeiten zu lassen, ihre Herzen schlugen, damit sie Kleidungsstücke wurden, sie bekamen Futter, um später Menschen Schutz vor der winterlichen Kälte zu bieten. (S. 5)

Mitten in der Nacht werden Tausende von Nerzen aus einer Farm auf einer Schäreninsel befreit.

Wenige Tage später erfährt die Schülerin Svala, vierzehn Jahre alt, von diesem Vorgang, während sie sich im Café Kafka die Zeit vertreibt. Ihre Eltern haben sich scheiden lassen, der Vater ist im Kosovo, die Mutter in Island, und Svalas Bruder Pétur, siebzehn, versucht sie beide als Fahrradkurier über die Runden zu bringen.

Das Café Kafka ist ein bekannter Treffpunkt von Veganern und Tierschützern, weshalb Svala meint, hier vielleicht herauszubekommen, wer für die Nerzbefreiung verantwortlich ist.

> Plötzlich wurde die wütende Stimme des Mädchens am Fensterplatz lauter. Das Gespräch war offensichtlich bei einem neuen Thema angelangt.
>
> Svala kauerte sich auf dem Sofa zusammen und belauschte wieder den Streit.
>
> „Spinnst du total?“, zischte das Mädchen, die ihr Haar zu zwei kurzen Zöpfen geflochten hatte und einen grauen

Strickpulli mit Kapuze trug. „Die freizulassen, schadet uns doch nur …“ Ihre Stimme wurde so leise, dass Svala kein Wort mehr mitbekam.

Ihr Begleiter trug eine Strickmütze, die er weit über die Stirn gezogen hatte, und eine braune, abgewetzte Cordjacke. Er sieht zornig aus, stellte Svala fest, als sie verstohlen zu ihnen rüberlinste, ohne sich anmerken zu lassen, wie gespannt sie zuhörte.

„Eins sag ich dir, wir haben keine Nerze auf Tynningö freigelassen. Mit der Aktion haben wir nichts zu tun. Mir ist genauso klar wie dir, dass die öffentliche Meinung jetzt gegen uns ist. Nee, das muss eine andere Gruppe gewesen sein.“ (S. 13)

Die hiesigen Aktivisten streiten jede Beteiligung ab, was die Neugierde von Svala weckt. Und eines Tages schwänzt sie die Schule und nimmt eine Fähre auf die Nerzinsel.

Café Kafka im Visier heißt im Original „Eigene Spuren“ und ist ein unterhaltsamer Krimi für jugendliche Leser. Er setzt sich

zudem mit der Problematik des Tierschutzes und der Frage, ob es ethisch vertretbar ist, tierische Produkte zu konsumieren, auseinander.

James Clavell
Shōgun
Der
Roman
Japans

*Clavell, James: Shôgun

James Clavell [Charles Edmund Dumaresq Clavell, 1924–1994]
Shôgun
***(Shôgun*, 1975)**
Deutscher Bücherbund (HC 918 S./DM xx)
Stuttgart Hamburg München 1978
Aus dem Amerikanischen von Werner Peterich
Genre: Historischer Roman

Blackthorne war plötzlich wach. Einen Augenblick vermeinte er zu träumen, weil er an Land war und der Raum unfaßlich: klein und sehr sauber und mit weichen Matten ausgelegt. Er selbst lag auf einer dicken wattierten Decke; eine andere war über ihn gebreitet. Die Zimmerdecke bestand aus poliertem Zedernholz und die Wände aus Zedernrahmen, die mit einem durchscheinenden Papier bespannt waren, welches das Licht angenehm dämpfte. Neben ihm stand ein leuchtend rotes Tablett mit kleinen Schalen darauf. In der einen

befand sich kaltes gegartes Gemüse, das er heißhungrig hinunterschlang, ohne des pikanten Geschmacks recht gewahr zu werden. In einer anderen war Fischsuppe – auch diese Schale leerte er. Eine dritte enthielt einen dicken Gerstenbrei, den er gleichfalls rasch aufaß, wobei er sich seiner Finger bediente. Das Wasser in einem eigenartig geformten Trinkgefäß war warm und schmeckte sonderbar – leicht bitter, aber durchaus nicht unangenehm. Dann bemerkte er das Kruzifix in der Nische.

Dann bin ich also in einem spanischen oder portugiesischen Haus, dachte er und der Schreck fuhr ihm in die Glieder. Bin ich hier auf den japanischen Inseln ? Oder in Kathay?

Ein Rahmen der Wand glitt beiseite. Eine nicht mehr ganz junge gedrungene Frau mit rundem Gesicht kniete neben der Tür und verneigte sich lächelnd. Ihre Haut war golden, ihre Augen dunkel und schmal, und ihr langes schwarzes Haar war auf dem Kopf hochgetürmt. Sie trug eine graue Seidenrobe nebst kurzen weißen Socken mit dicker heller

Sohle und eine breite violette Schärpe um den Leib.

„*Goshujinsama, gokibun wa ikaga desu ka?*“ sagte sie. Als er sie verständnislos anstarrte, wartete sie – dann sagte sie es noch einmal.

„Bin ich hier in Japan?“ fragte er. „In Japan? Oder in Kathay?“ (S. 23)

Blackthorne was suddenly awake. For a moment he thought he was dreaming because he was ashore and the room unbelievable. It was small and very clean and covered with soft mats. He was lying on a thick quilt and another was thrown over him. The ceiling was polished cedar and the walls were lathes of cedar, in squares, covered with an opaque paper that muted the light pleasantly. Beside him was a scarlet tray bearing small bowls. One contained cold cooked vegetables and he wolfed them, hardly noticing the piquant taste. Another contained a fish soup and he drained that. Another was filled with a thick porridge of wheat or barley and he finished it quickly, eating with his

fingers. The water in an odd-shaped gourd was warm and tasted curious—slightly bitter but savory.

Then he noticed the crucifix in its niche.

This house is Spanish or Portuguese, he thought aghast. Is this the Japans? or Cathay?

A panel of the wall slid open. A middle-aged, heavy-set, round-faced woman was on her knees beside the door and she bowed and smiled. Her skin was golden and her eyes black and narrow and her long black hair was piled neatly on her head. She wore a gray silk robe and short white socks with a thick sole and a wide purple band around her waist.

„Goshujinsama, gokibun wa ikaga desu ka?" she said. She waited as he stared at her blankly, then said it again.

„Is this the Japans?" he asked. „Japans? Or Cathay?"

Wir befinden uns im Japan des Jahres 1600. Seit fünfzig Jahren dominieren die Portugiesen den Handel mit Japan, während sie

gleichzeitig Erfolge verzeichnen, die heidnische Bevölkerung zum Römisch-Katholischen Glauben zu bekehren. Und seit dreißig Jahren ist das Reich ohne einen Shôgun, einen Militärherrscher über ganz Japan, das infolge eines schwachen, nur noch religiös bedeutenden Kaisertums in viele sich bekriegende Fürstentümer zerfallen ist.

Doch nun versucht Holland, mit Hilfe des Schiffes Erasmus Kontakt mit Japan aufzunehmen, um das Monopol der Portugiesen zu brechen. Allerdings erleidet die Erasmus kurz vor Erreichen des Hafens Izu Schiffbruch. Die Überlebenden werden von Fürst Yabu gefangen gehalten. Yabus Lehensherr, Fürst Yoshi Toranaga, erfährt von dem Schiffbruch und lässt sich den Navigator der Erasmus, John Blackthorn, bringen, weil er sich davon einen Vorteil gegen seinen ärgsten Rivalen, Fürst Ishido, erhofft.

Fürstin Toda Mariko übersetzt für Blackthorn, und so erfährt Toranaga zum ersten Mal, dass die Christenheit in zwei Konfessionen gespalten ist und dass die Katholiken versuchen, alle heidnischen japanischen Fürsten durch Angehörige ihres

Glaubens zu ersetzen. Blackthorn lernt Japanisch und trainiert für Toranaga dessen Truppen in europäischer Kriegsführung mit Hilfe von Musketen.

Nach einer Serie von schier unglaublichen Intrigen, Täuschungen und Kriegslisten, gelingt es Toranaga, Yabu zu zwingen, Seppuku, rituellen Selbstmord, zu begehen. In der bald folgenden Schlacht von Sekigahara besiegt er seine Widersacher und schwingt sich zum Shôgun auf. Er verbietet das Christentum, beseitigt alle Schusswaffen und isoliert Japan vollständig von der Außenwelt, was anhält, bis 1853 die Amerikaner die Öffnung des auf mittelalterlichem Niveau stehengebliebenen Japan erzwingen.

Shôgun basiert auf historischen Ereignissen in der Edo-Periode von Japan, wobei James Clavell allerdings die Namen der Personen geändert hat, um mehr künstlerische Freiheit zu haben. Das Vorbild für John Blackthorn hieß William Adams (1564–1620), das für Toranaga war der berühmte Tokugawa Ieyasu (1543–1616), der das Tokugawa-Shogunat begründete, das Japan

bis zur Meiji-Restauration im Jahr 1868 regierte.

Shôgun ist ein überaus farbenprächtiger historischer Roman mit einer verzwickten abenteuerlichen Handlung, der den Leser zudem hervorragend in die Kultur und Denkungsart der Japaner des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts einführt.

GREIFEN
KRIMINAL
ROMAN
Kurt
Steiniger
RAUSCH

Kurt Steiniger [1928–1997]
Rausch (1978)
Greifenverlag (PB 224 S./M 5,20)
Rudolfstadt 1980, 2. Auflage
Genre: Krimi

Fehrenbach kam heran. „Haben Sie es sich überlegt, Motz?“

„Bitte?“

„Ich bin nicht kleinlich, das wissen Sie.“

Motz wandte leicht den Kopf. „Ein herrlicher Abend, hab ich recht? Sehr warm für die Jahreszeit. Und eine erfrischende Luft –. Tja, unter ‚nicht kleinlich’ verstehen zwei Leute zweierlei. Entweder ein neues Angebot – oder es bleibt, wie es ist.“

„Ihr letztes Wort?“

„Mein letztes. Das weiß auch der Chef.“

Fehrenbach preßte die Lippen aufeinander, so daß der Mund wie ein Strich aussah. „Ich warne Sie, Motz, jeder Strick kann reißen!“

Der Referent trat den Rest seiner Zigarette aus. „Meiner nicht.“

Fehrenbach zögerte. „Und der Senator?“

„Er kennt meine Ansichten.“ Motz lächelte hintergründig. (S. 10f)

Wir befinden uns im wilden Westen, mutmaßlich in Hamburg, weil von einem Senator die Rede ist. Der Bauunternehmer Rudolf Birk gibt gerade anlässlich eines Jubiläums eine Feier, zu der eine Reihe von angesehenen Personen eingeladen ist, darunter auch Birks schärfster Konkurrent Norbert Fehrenbach.

Dieser Fehrenbach verhandelt gerade mit Hasso Motz, dem persönlichen Referenten des Senators Emmler, über den Auftrag für ein Büro-Hochhaus. Wie es scheint, pflegt Fehrenbach auf dem Weg über Motz den Senator zu bestechen, damit er den Vorzug vor Birk bekommt; allerdings genügen offenbar dem Entscheidungsträger Fehrenbachs Zuwendungen nicht mehr.

Der Kriminalrat blickte Hochwälder kurz an. „Sie haben natürlich nocht nichts gehört.“

Hochwälder hob die Schultern. „Was sollte ich gehört haben?“

„Dachte ich mir!“ Preuß verzog leicht den Mund. Hastig sagte er: „Fehrenbach ist verschwunden, der Bauunternehmer. Sagt Ihnen das etwas?“

Der Kommissar furchte die Stirn. „Fehrenbach?“

Preuß tat eine unmutige Bewegung. „Nach einem Fest – einfach verschwunden.“

Hochwälder konnte sich über einen Mann namens Fehrenbach nicht schlüssig werden. Er sagte mit unschuldiger Miene: „Der Mann wird nach der Festlichkeit irgendwo weitergefeiert haben, das dauert oft Tage. Und dann findet sich so ein Mensch plötzlich in einem Bett wieder, in das er nicht gehört.“

Preuß zwang sich zur Ruhe. „Hören Sie, Hochwälder, fast jeder in der Stadt kennt den Namen Fehrenbach. Es handelt sich um einen Mann, der für die Allgemeinheit manches gute Werk vollbracht hat; gab Geld für ein Waisenhaus, trug die Hauptlast für den Kinderpark in der Ollenhauer-Allee und

baute aus eigenen Mitteln ein Feriendorf innerhalb der Aktion ‚Ein Platz an der Sonne'. Verstehen Sie, Hochwälder?"

„Durchaus", sagte der Kommissar, „jetzt weiß ich, wer gemeint ist, ein cleverer Mensch."

„Das ist wohl nicht der richtige Ausdruck!"

„Verzeihung." Hochwälder räusperte sich. (S. 14)

Kriminalrat Preuß instruiert Kommissar Hochwälder, mit Nachdruck nach dem vorbildlichen Staatsbürger und Wohltäter Fehrenbach zu suchen, der auf Birks Feier spurlos verschwunden ist. Der mürrische und desillusionierte Hochwälder wird von dem Jungspund Jost Monkert unterstützt, der glaubt, alles besser zu wissen als sein Chef.

Man befragt Gastgeber und Gäste der Party sowie die Mitarbeiter von Fehrenbach; man macht einen öffentlichen Aufruf, der außer sinnlosen Hinweisen und trittbrettfahrenden Erpressern keine Erfolge zeitigt; am Ende entdeckt man auf dem

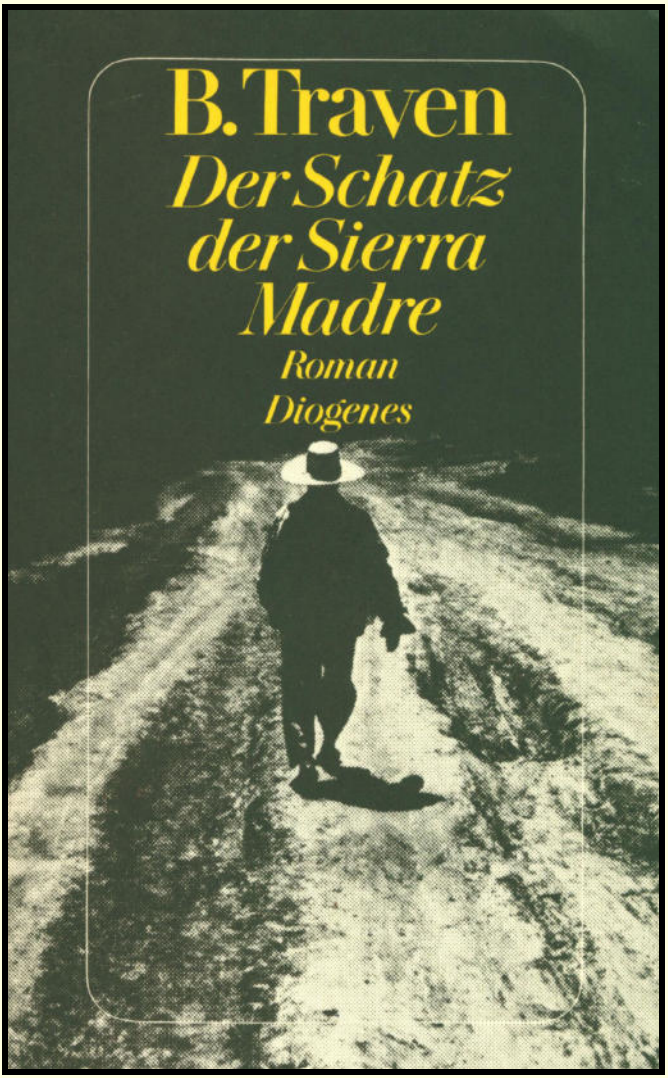
Grund von Birks Schwimmbecken einen dunklen Schatten.

> Es dauerte eine knappe halbe Stunde. Die Blattinseln wechselten ihre Form. Luftblasen stiegen auf, hielten sich wenige Sekunden, und endlich wurde auch der große dunkle Fleck sichtbar.
>
> Als das letzte Wasser abgeflossen war, blieben nur einige Blattreste an den Zementwänden und ein Rinnsal Schmutz zum Abfluß hin. Und inmitten des leeren Beckens lag der tote Norbert Fehrenbach. (S. 47)

Die Leiche hat eine Schlagverletzung am Kopf, an der Fehrenbach aber nicht gestorben sein kann. Der Gerichtsmediziner Dr. Semmel bringt zutage, dass das Opfer an einer nicht einmal übertrieben großen Dosis Heroin gestorben ist. Da seine Gliedmaßen keine Gewebeverhärtungen aufweisen, wie das bei einem gewohnheitsmäßigen Rauschgiftkonsumenten der Fall wäre, geht Hochwälder davon aus, dass Fehrenbach zuerst bewusstlos geschlagen, dann tot-

gespritzt und schließlich im Schwimmbecken versenkt wurde.

Der Kriminalroman *Rausch* weiß seine sozialistischen Leser nicht nur zu unterhalten, sondern führt sie auch hinreichend in den Korruptionssumpf der kapitalistischen BRD ein.


B. Traven
Der Schatz der Sierra Madre
Roman
Diogenes

*Traven, B.: Schatz der Sierra Madre

B. Traven [Hermann Otto Albert Maximilian Feige, 1882–1969]
***Der Schatz der Sierra Madre* (1927)**
Diogenes 21 101 (TB 232 S./DM 7,80)
Zürich 1983/80
Genre: Abenteuer

Nach einer kurzen Weile verließ er die Bank und wanderte die paar Straßen hinunter zum Hotel Oso Negro.

Das Hotel war eigentlich nur eine Casa de Huespedes, ein Logierhaus. In der Vorderfront war an der einen Seite ein Laden mit Schuhen, Hemden, Seifen, Damenwäsche und Musikinstrumenten; an der andern Seite war ein Laden mit Drahtmatratzen, Liegestühlen und photographischen Apparaten. Zwischen diesen beiden Läden war der breite Hausdurchgang, der zum Hofe führte. In dem Hofe befanden sich die morschen und fauligen Holzbaracken, die das Hotel bildeten. Alle diese Baracken hatten kleine, enge, dunkle, fensterlose Kammern. In jeder Kammer standen

> vier bis acht Schlafgestelle. Auf jedem Gestell lagen ein schmutziges Kissen und eine alte verschlissene Wolldecke. Licht und Luft für die Kammern kamen durch die Türen, die immer offen standen. Trotzdem waren die Kammern stets dumpfig, weil sie alle zu ebener Erde lagen und die Sonne nur ein Stück weit in jeden Raum eindringen konnte. Luftzug war auch nicht, weil die Luft in dem Hofe stillstand. Diese Luft wurde durch die Abortanlagen, die keine Wasserspülung hatten, noch mehr verschlechtert. Außerdem brannte mitten auf dem Hofe Tag und Nacht ein Holzfeuer, auf dem große Konservenbüchsen standen, in denen Wäsche gekocht wurde. Denn in dem Hotel befand sich auch noch die Wäscherei eines Chinesen. (S. 10f)

Dobbs ist völlig mittellos, kann keine Arbeit bekommen und lungert in der Stadt Villa Cuauhtemoc im mexikanischen Bundesstaat Tamaulipas auf Parkbänken herum. Als er sich durch einen glücklichen Zufall einen Peso erbetteln kann, begibt er sich in die

Absteige Oso Negro und mietet dort ein Zimmer für zwei Tage. Weiterhin erbettelt er sich Geld für Essen und Trinken.

„Ich kaufe keine Lose, verflucht noch mal, laß mich endlich zufrieden“, rief er dem Indianerjungen zu, der ihm schon seit fünf Minuten die langen dünnen Fahnen der Lotterielose vor der Nase herumschwenkte.

Aber der Junge ließ sich so leicht nicht abweisen.

„Ist die Lotterie des Staates Michoacan. Sechzigtausend Pesos der Hauptgewinn.“

„Mach’ endlich, daß du fortkommst, du Räuber, ich kaufe kein Los.“

Dobbs tauchte sein Hörnchen in den Kaffee und schob es in den Mund.

„Das ganze Los ist nur zehn Pesos.“

„Hundesohn, ich habe keine zehn Pesos.“ Dobbs wollte einen Schluck Kaffee trinken, aber das Glas war zu heiß, er konnte es nicht anfassen.

„Dann nehmen Sie doch nur ein Viertel, das ist zwei Pesos fünfzig.“ (S. 18)

Nach anfänglichem Widerstreben lässt sich Dobbs von einem Losverkäufer erweichen, ein Zwanzigstel Los bei einem Hauptgewinn von zwanzigtausend Pesos zu kaufen – die zwanzig Centavos, die dafür nötig sind, hat er gerade noch.

Im Hotel erzählt ein Bettgenosse namens Barber, dass er nach Tuxpam gehen will, um auf den Ölfeldern zu arbeiten. Dobbs entschließt sich sofort dazu mitzumachen.

Die Stadt liegt auf der einen Seite des Flusses, die Ölfelder auf der anderen.

> An dieser Fähre wanderten Milliarden an Dollars vorüber. Nicht in Banknoten, nicht in gemünztem Golde, ja nicht einmal in Schecks. Diese Milliarden wanderten hier vorüber in kurzen Notizen, die jene Leute, die meist, aber nicht immer in Spezialbooten außer Taxe fuhren, in ihren kleinen Taschenbüchern, manchmal nur auf einem Stückchen Papier, trugen. Reichtümer und Werte in unserm Jahrhundert lassen sich in Notizen ausdrücken und in Notizen herumtragen. (S. 25)

Am Ufer wird das Öl in großen Tanks gelagert.

Weiter zurück vom Ufer, auf den Höhen, lagen die Riesentanks, vollgefüllt mit dem wertvollen Öl.

Zahlreiche Rohre führten das Öl aus den Tanks hinunter zum Flußufer. Hier wurde es durch Metalldrahtschläuche in die gewaltigen Tanks der Schiffe gepumpt. Wenn das einkam oder das Schiff voll gefüllt war, hißte es die rote Gefahrflagge. Denn das Rohöl gaste, und eine unvorsichtige Behandlung mit offenem Feuer konnte das Schiff ausbrennen bis auf das Wasser.

Scharen von Händlern mit Früchten, Papageien, Tigerkatzen, Tiger- und Löwenfellen, Affen, Büffelhörnern, mit kleinen Palästen und Kathedralen, aus Muscheln kunstvoll gebaut, trieben sich hier herum und boten den Seeleuten ihre Waren an. Wenn sie kein Geld kriegen konnten, nahmen sie auch andre Dinge, Anzüge, Regenmäntel, Lederkoffer oder was sie sonst an wertvollen Sachen eintauschen konnten.

Die Raffinerien bliesen Wolken von Rauch und Gas aus.

Das abgeblasene Gas setzte sich in den Lungen und Luftröhren fest, wo es wie dünne Nadeln stach. Dann hüstelten die Leute, und wenn der Wind diese Gase gar hinübertrieb in die große Stadt, dann fühlte sich die ganze Bevölkerung wie in einem Giftofen. Die Ungewohnten, die Neuankömmlinge, bekamen ein unsicheres, ängstliches Gefühl. Sie faßten sich immerwährend an die Kehle oder versuchten zu niesen oder zu schnauben und wußten meist nicht, was los war.

Viele der Neuen hatten ein Empfinden, als müßten sie sterben, so giftig war das stechende Gefühl in der Kehle und in der Lunge.

Aber die Altgewohnten nahmen es leicht. Solange dieses stechende giftige Gas durch die Stadt schwelte, rann das Gold durch die Gassen, und das Leben sah rosig aus, von welcher Seite aus man es auch betrachtete. (S. 26)

Die Abgase der Raffinieren vergiften die Luft, aber die Leute nehmen das als gottgegeben hin.

Barber und Dobbs marschieren zu Fuß am Fluss entlang, dorthin, wo entlegene Bohrfelder noch Arbeiter suchen.

> Der ganze Weg war Öl und nichts als Öl. Links auf den Höhen standen die Tanks wie Soldaten aufmarschiert.
>
> Rechts war der Fluß. Bald hörten die Schiffe auf, und das Flußufer wurde frei. Aber das Wasser war dick mit Öl überzogen, die Ufer waren dick mit Öl bedeckt, und alle Gegenstände, die der Fluß oder die einkommende Flut auf das Ufer geworfen hatten, waren mit zähem schwarzen Öl überzogen. Der Weg, auf dem die beiden gingen, war an vielen Stellen sumpfig von dickem Öl, das aus geborstenen Röhren quoll oder aus der Erde sickerte.
>
> Öl und nichts als Öl, wohin auch immer man sah. Selbst der Himmel war mit Öl bedeckt. Dicke schwarze Wolken, die von den Raffinerien herüberwehten, trugen Ölgase mit sich davon. (S. 28f)

Nicht nur die Abgase der Raffinierien verheerend, auch das verströmende Öl hat die gesamte Landschaft vergiftet.

Unterwegs schließt sich den Beiden ein Indianer an, der es aus Angst vor Löwen und Tigern nicht wagt, allein zu wandern. Schließlich erreichen sie ein Camp, wo sie zwar Essen, aber keine Arbeit bekommen, denn die Brunnen sind allesamt erschöpft. Bevor sie weiterziehen, wollen sie den Indianer loswerden.

„So, ehe wir nun noch zu den zwei andern Camps gehen, wo vielleicht was los ist oder wo wir wenigstens unser Essen holen können, müssen wir den Indianer umbringen“, sagte Dobbs, als sie eine halbe Stunde vom Camp fort waren.

„Hören Sie,“ redete Dobbs den Indianer an, „wir gehen jetzt allein. Wir können Sie nicht gebrauchen.“

Ängstlich blickte der Indianer auf und sagte: „Aber die Tiger, Senjor!“

„Das müssen Sie mit den Tigern allein abmachen“, mischte sich nun Barber ein. „Wir wollen Sie los sein.“

„Ja, das ist richtig," sagte Dobbs, „und wenn Sie nicht freiwillig gehen, dann setzt es was, aber etwas Kräftiges."

Unschlüssig stand der Indianer da. Er dachte nicht daran, zu bitten oder zuzureden. Die beiden hatten gesagt, er solle sich seiner Wege scheren, und damit hatte er sich zufrieden zu geben. Ob er verstand, daß er ihnen lästig sei, ob er begriff, daß die beiden durchaus im Recht seien, sich die Reisegesellschaft zu wählen, die ihnen zusagte, wurde nicht klar. Er stand da und sagte nichts.

Dobbs und Barber gingen los. Aber wie ein verstoßener Hund, der sich von seinem Herrn nicht trennen kann, folgte der Indianer hinter ihnen her. Anhänglichkeit oder Treue oder irgendein ähnliches Gefühl leitete ihn nicht.

Er war ein ganz nüchterner Materialist. Er wußte, daß die beiden zu den Ölfeldern gehen; er wußte, daß die beiden immer zu essen bekommen; und er wußte endlich, daß, wenn er sich an sie anhänge, er nie verhungern könne.Ginge er allein, so würde er in keinem Camp auch nur eine Krume be-

> kommen, kaum von seinen eignen Rasseangehörigen, die dort zu Dutzenden in jedem Camp arbeiteten. Die Furcht vor den Tigern war echt. Zu den Camps wollte er unter allen Umständen, um wegen Arbeit zu fragen; aber allein zu gehen oder mit einem andern Indianer traute er sich nicht. Er kannte die Schrecken des Busches und des Dschungels besser als die Weißen. (S. 38f)

Der Indianer weiß genau, dass man den Weißen Essen geben wird, ihm aber nicht, nicht einmal Leute seines eigenen Volkes, weshalb er sich an die Fersen der Weißen heftet.

Obwohl die zwei Weißen Steine nach ihm werfen, folgt er ihnen im nötigen Abstand. Schließlich entschließen sich die Beiden, wieder in die Stadt zurückzukehren, wo sie den Indianer dort zurücklassen, wo sie ihn getroffen haben.

Hier geht Barber seiner Wege, und Dobbs schlägt sich mit Schnorren und Gelegenheitsarbeiten durch. Doch eines Tages winkt ihm das Glück: Der Contractor Pat McCormick bietet ihm acht Dollar pro Tag,

um im Busch jenseits von Panuco ein Camp aufbauen zu helfen.

> Pat McCormick, der Contractor, war Amerikaner irischer Herkunft. Er war nicht mehr sehr jung. Den größten Teil seines Lebens hatte er in den Ölfeldern von Texas und Mexiko verbracht. Er hatte gearbeitet als Driller, als Tooldresser, als Truckdriver, als Teamster, als Timekeeper, als Bodegaman, als Pumpman und noch in allen möglichen andern Zweigen, die in den Ölfeldern vorkommen mögen. (S. 42)

Nachdem mit Hilfe indianischer Arbeiter die Baracken errichtet und die Straßen freigeschlagen sind, geht es an dass Errichten des Derricks.

> Das war eine ganz verteufelte Arbeit. Dobbs hatte noch nie an einem Derrick gearbeitet. Zentnerschwere Bohlen mußte er auf den Schultern herbeischleppen, während die Sonne erbarmungslos herunterglühte. Nach drei Tagen waren seine Schultern wie rohes

> Fleisch. Die Haut hing in Fetzen und Streifen auf seinem Halse herum, zur Hälfte abgebrannt, zur Hälfte abgeschürft. (S. 43)

Ob hier wirklich Öl gefördert wird, das steht in den Sternen.

> Öl ist wie Würfelspiel. Es werden zehntausend, zwanzigtausend, fünfzigtausend Dollars in ein Camp gesteckt, und wenn so tief gebohrt worden ist wie das nur irgend angängig ist, dann ist da kein Öl, sondern Salzwasser, oder Sand oder Lehm. Und der Busch wird seinen rechtmäßigen Besitzern zurückgegeben, die so schnell von ihm Besitz ergreifen und so nachhaltig, daß ein Jahr darauf jede Spur von Menschen verwischt ist. (S. 45)

Die Arbeit ist beendet, aber Dobbs bekommt nur dreißig Prozent seines Lohns ausbezahlt, weil der Contractor behauptet, selbst noch kein Geld erhalten zu haben.

In der Stadt treffen Dobbs und sein Kollege Curtin den Contractor wieder, der wieder mit der gleichen Leier anfängt.

> „Aber ich kann euch doch nur wiederholen, ich habe das Geld selbst noch nicht ausgezahlt bekommen."
>
> Da packte ihn Curtin vorn an der Kehle, schüttelte ihn und sagte: „Das Geld jetzt her, du Räuber, oder ich zerhämmere deinen Schädel hier auf der Tischplatte." (S. 48)

Der Contractor rückt nach handfestem Zureden tatsächlich das geschuldete Geld heraus, schwört aber, so niederträchtige Arbeiter nie wieder zu beschäftigen.

> „So," sagte er nun in dem Tone, wie man lästige Gläubiger abfertigt, „nun belästigen Sie mich gefälligst nicht mehr. Sie haben jetzt Ihr Geld, und ich werde mich wohl hüten, noch einmal solche Handlanger, die nichts verstehen, in meinen Kontrakt zu nehmen." (S. 48)

Dobbs überlegt, wie man eine sichere Existenz aufbauen könnte, und Curtin weiß es: Man muss Gold suchen.

> „Ich habe hier in den Öldistrikten nur einige Zeit arbeiten wollen, bis ich genügend Geld in den Fingern haben würde, um auf die Goldsuche loszugehen. Es kostet eine gute Summe. Da ist die Reise, da sind die Schaufeln, Hacken, Pfannen und sonstigen Werkzeuge. Dann muß man auch vier bis acht Monate leben können, ehe man was verdient. Kommt es endlich zum Rechnunglegen, kann es sein, daß man alles verloren hat, Geld und Mühe, weil man nichts gefunden hat.“ (S. 50)

Allerdings ist das Goldsuchen ebenso ein Glückspiel wie das Ölbohren, und auch für das Gold braucht man ein Startkapital. Immerhin kann man auch Kupfer oder andere Metalle finden, mit denen sogar noch mehr Geld zu machen ist, indem man die Mine nicht selbst ausbeutet, sondern verkauft.

In seinem Hotel hat sich der alte Howard einquartiert, der etwas vom Goldsuchen versteht.

„Gold ist eine verteufelte Sache“, sagte Howard der Alte. „Es ändert den Charakter. Man kann noch soviel haben, noch soviel finden, soviel aufzupacken haben, daß man es allein gar nicht wegschleppen kann, immer denkt man daran, noch etwas hinzuzubekommen. Und um noch etwas hinzuzubekommen, hört man auf, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden. Wenn man rausgeht, nimmt man sich vor, mit dreißigtausend Dollars zufrieden zu sein. Wenn man nichts findet, setzt man seine Erwartungen herab auf zwanzigtausend, dann auf zehntausend, und man erklärt, daß man sich mit fünftausend völlig begnügen würde, wenn man sie nur finden möchte, auch wenn man hart darum arbeiten muß. Findet man dann aber etwas, dann ist man mit den ursprünglich erhofften dreißigtausend nicht satt zu kriegen, dann geht man immer höher und höher, möchte

> fünfzig-, hundert-, zweihunderttausend Dollars haben. Dann kommen die Verwicklungen, die einen hin und her schmeißen und nicht mehr zur Ruhe kommen lassen.“ (S. 52)

Laut Howard ist die größte Gefahr beim Goldsuchen, dass man von der Gier übermannt wird und sich auf diese Weise sein Grab schaufelt.

Howard erzählt die Geschichte von La Mina del Agua Verde, der unglaubliche reichen Grünwassermine, die so heißt, weil sie an einem smaragdgrünen See liegt. Vor einigen Jahrhunderten hatten die Spanier Indianer gefoltert, um ihnen das Geheimnis dieser Mine zu verraten, was diese schließlich auch taten – doch sie belegten die Mine mit einem Fluch. Alle Arbeiter an der Mine kamen durch einen Bergrutsch ums Leben, und die Mine konnte nicht mehr gefunden werden. Erst im vergangenen Jahrhundert war es einer Gruppe von Goldgräbern gelungen, die Mine wieder zu entdecken. Drei Männer versuchten, ihren Fund vor den anderen zu verbergen und wurden dafür gehängt – das war der Fluch des Goldes. Doch

bevor sich die Überlebenden ihrer Beute freuen konnten, wurden sie allesamt von Indianern erschlagen, welche die Mine wieder vollkommen verschütteten. Nur ein einziger Goldsucher, Harry Tilton, war zuvor, zufrieden mit seinem Fund, weggezogen und hatte sich eine Farm gekauft. Von ihm hatte Howard die Geschichte von der Grünwassermine erfahren, und er, Howard, hatte sogar selbst an einer weiteren Expedition zur Mina del Agua Verde teilgenommen, aber nichts gefunden.

Dobbs erzählt die Geschichte weiter an Curtin, der sie für wahr hält, aber nicht an einen Fluch glaubt.

> „Fluch auf dem Golde?“ sagte Curtin widersprechend. „Sehe ich nicht. Wo ist denn der Fluch? Es liegt ebensoviel Segen darauf. Es hängt nur davon ab, wer es in Händen hat. Die bestimmten Charaktereigenschaften seines Besitzers schaffen den Fluch oder den Segen. Gib einem Schurken Kieselsteine in die Hand oder trockne Schwämme, er wird sie gebrauchen, um einen Schurkenstreich damit zu verüben.“

„Habgier ist die einzige Charaktereigenschaft, die Gold in seinem Besitzer auslöst.“ Dobbs wunderte sich, wie er zu dieser Meinung kam. Sie erschien ihm fremd. Aber er redete sich ein, daß er diese Meinung nur geäußert habe, um Curtin zu widersprechen.

„Das ist nun blanker Unsinn, was du da sprichst“, erwiderte Curtin. Unbeabsichtigt hatte er mehr eine vertrauliche Form der Anrede gewählt, auf die Dobbs ebenso gedankenlos einging, als hätte er den Wechsel gar nicht gefühlt.

„Es kommt doch ganz und gar darauf an,“ setzte Curtin seine Rede fort, „ob der Besitzer das Gold an sich liebt, oder ob er es nur als Mittel betrachtet, um bestimmte Ziele zu erreichen. Es gibt ja auch in der Armee Offiziere, die mehr darauf sehen, daß das Lederzeug peinlich sauber geputzt ist, als daß sie darauf achten, daß das Lederzeug sich in einem brauchbaren Zustande befindet. Das Gold selbst ist nicht notwendig. Wenn ich jemand glauben machen kann, daß ich viel Gold besitze, kann ich dasselbe erreichen, als wenn ich es

> wirklich hätte. Es ist nicht das Gold, das die Menschen verwandelt, als vielmehr die Macht, die sie mit Hilfe des Goldes ausüben können, das die Menschen so aufregt, sobald sie Gold sehen oder von Gold auch nur hören.“ (S. 61)

Dobbs und Curtin sind nun fest entschlossen, Gold zu suchen, und auch Howard ist mit dabei. Howard hat noch dreihundert Dollar auf der Bank; Dobbs’ Los hat hundert Pesos gewonnen; und Curtin borgt sich hundert Dollar von einem Freund. Somit ist das Geld für die Ausrüstung beisammen.

Und so ziehen sie los, mit einer ungenannten Zahl von Eseln als Lasttieren. Die ersten Fundstellen sind so wenig ergiebig, dass sich die Ausbeute nicht lohnt, aber hoch in den Bergen stoßen sie auf reichhaltigen Goldsand. Das Wasser zum Waschen des Sandes müssen sie aus über hundert Metern Entfernung holen, aber der Aufwand ist erträglich.

> Sie bauten das Camp, bauten die Schaukelgerüste und die Schwenkflitschen, gruben Rinnen für das Wassergefälle

> und stachen einen Tank aus, den sie mit Kalk und Lehm so sauber abdichteten, daß der Wasserverlust so gering wurde, daß es nicht der Mühe wert war, davon zu sprechen. (S. 68)

Dobbs und Curtin sind frustriert, denn sie hatten nicht erwartet, dass das Goldwaschen eine so harte Arbeit sein würde.

> Die beiden Grünlinge hatten sich das Goldgraben leichter gedacht. Diesen Gedanken hatten sie in jeder Stunde viermal. Graben und graben von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in einer teuflischen Hitze. Dann aufschmeißen und aufschmeißen, schwenken und schütteln und sieben. Und das alles drei-, vier-, fünfmal wiederholen. Immer wieder zurück in die Schwenkpfannen, weil es nicht rein herauskam.
>
> So ging das Tag für Tag, ohne Unterbrechung. Sie konnten nicht gerade stehen, nicht liegen und nicht sitzen, so tat ihnen der Rücken weh. Ihre Hände wurden wie verknorpelte Krallen. Sie konnten die Finger nicht mehr gerade

biegen. Sie rasierten sich nicht, und sie schnitten sich nicht das Haar. Sie waren zu müde dazu und gleichgültig gegenüber solchen Dingen. Wenn ihnen die Hemden oder die Hosen zerrissen, so nähten sie nur dann etwas daran, wenn es unbedingt nötig war, um die Sachen zu erhalten, weil sie sonst auseinandergefallen wären.

Da war kein Sonntag; denn der Ruhetag, den sie sich gesetzt hatten, war notwendig, um die primitive Maschinerie auszubessern, sich einmal zu waschen, ein paar Vögel oder ein Reh zu schießen, einen neuen Weideplatz für die Esel zu suchen und nach einem Indianerdorfe zu wandern und dort Eier, geriebenen Mais, Kaffeebohnen, Tabak, Reis und Bohnen einzukaufen. (S. 69f)

Gold suchen darf man ohne weiteres, aber um Gold zu schürfen, braucht man eine Lizenz. Der Erwerb einer Lizenz spricht sich jedoch herum, und nur zu oft warten Banditen ab, bis die Goldgräber ihre Mine ausgebeutet haben und überfallen sie dann auf dem Heimweg, rauben sie aus und ermor-

den sie auch noch oft genug. Und wenn nicht Banditen, dann verstehen es die großen Minenkompanien, sich die Lizenz eines ertragreichen Fundortes mehr oder weniger legal anzueignen. Daher ist es besser, man schürft ohne Lizenz; allerdings hat man dann zu befürchten, dass einem die Regierung auf die Schliche kommt und einem den halben oder gar den ganzen Fund wieder abnimmt.

> Sobald man etwas besitzt, sehen alle Dinge in der Welt gleich ganz anders aus. Auf alle Fälle gehört man von dem Augenblick an zur Minderheit, und alle, die nichts besitzen oder die weniger besitzen, bekommt man zu Todfeinden. Man muß dann immer auf der Hut sein. Man hat dann immer etwas zu bewachen. Solange man nichts hat, ist man der Sklave seines hungrigen Magens und der natürliche Sklave derer, die einen hungrigen Magen füllen können. Wenn man aber etwas hat, ist man der Sklave seines Besitzes. (S. 71f)

Die Drei einigen sich darauf, jeden Abend den Fund des Tages zu teilen und separat zu verstecken. Der erfahrene Howard weiß, dass gegen das Gold kein Gewissen aufkommt.

> „[…] Mit dem Gute der andern durchzubrennen ist, da will ich euch gleich meine Meinung sagen, keine Gemeinheit, sondern hier draußen ist das nur eine ganz natürliche Sache. Ein Dummkopf, der es nicht tut. Ihr seid nur zu schäbig, es einzugestehen. […]“ (S. 75)

Dobbs wirft Howard einen schlechten Charakter vor.

> „Was für einen bösen Charakter mußt du haben, Howard,“ meinte Dobbs, „daß du immer nur an Niederträchtigkeiten denkst!“
>
> „Kannst mich nicht beleidigen, Junge“, gab Howard zur Antwort. „Ich kenne meine Leute und weiß, welch lieblicher Taten und Gedanken sie fähig sind, wenn Gold in Frage kommt. Im Grunde genommen sind die Leute alle gleich,

wenn das Gold mitspielt. Alle gleich niederträchtig. Da, wo sie gepackt werden können, sind sie nur vorsichtiger, verlogener, verheuchelter. Hier draußen brauchen sie nicht zu heucheln, hier ist das Geschäft immer klar und durchsichtig. Einfach und schlicht. Drinnen in den Städten, da sind tausend verschiedene Widerstände und Hemmungen. Hier ist nur ein Widerstand, das Leben des andern. Und hier ist immer nur eine Frage."

„Welche?" fragte Dobbs.

„Die möchte ich wissen?" fragte Curtin zur gleichen Zeit.

„Hier ist nur die eine Frage, ob einem nicht eines Tages die Erinnerung wird zu schwer zu schaffen machen. Taten belasten nicht. Es sind immer nur die Erinnerungen, die an der Seele fressen. […]" (S. 75f)

Das Lager ist so abgelegen, dass sich kein Fremder sehen lässt. Trotzdem tarnen es die Drei als Camp von Fallenstellern und leben es so an, dass vom Camp aus der Weg zur Mine nicht zu entdecken ist.

Nun arbeiten die Drei schon Monate, und Dobbs sagt, dass die Arbeit hier erbärmlicher ist als das Leben in den Schützengräben von Frankreich. Die Reizbarkeit nimmt ein ungeahntes Ausmaß an, und insbesondere Dobbs und Curtin gehen sich gegenseitig so auf die Nerven, dass nicht viel fehlt, und sie würden sich gegenseitig umbringen. Howard beruhigt die Beiden, indem er angibt, dass sich die Ausbeutung der Mine nur noch ein paar Wochen lohnt, dann ist sie erschöpft, und alle Drei können mit je etwa fünfzehntausend Dollar Gewinn abziehen. Sie machen sogar Pläne, was sie mit ihrem Geld anfangen wollen.

Als Curtin vom letzten Proviantkauf aus dem Indianerdorf zurückkommt, hat er schlechte Nachrichten: Ein Amerikaner aus Arizona hat ihm aufgelauert und ihn ausgefragt, wo es hier Gold gäbe, denn die Gegend sei mehr als vielversprechend. Curtin hat versucht, ihn abzuschütteln, aber mit zwei Eseln war das nicht einfach, so dass zu erwarten ist, dass der Amerikaner das Camp bald finden wird.

Und gleich darauf taucht der Amerikaner mit seinem Maultier auf und wird notge-

drungen zum Essen eingeladen. Er fängt aber bald wieder mit seinem Sermon an, dass hier eine ganz schlecht Jagdgegend sei, aber viel Gold zu finden wäre.

Am nächsten Morgen sucht Dobbs Streit mit dem Amerikaner und schlägt ihn nieder. Der aber wehrt sich nicht.

> „Ich könnte dir ja jetzt ebenfalls einen Guten versetzen. Aber was kann ich gegen euch drei anfangen? Ihr wartet ja nur darauf, daß ich ziehe, um mich mit einem Recht abzuknipsen. Aber das mache ich nicht. Ich bin kein Narr. Es kommt vielleicht die Zeit, wo wir abrechnen können.“ (S. 92)

Die Drei können nicht weiter arbeiten, solange der Fremde hier ist. Weiterziehen will er nicht; mit den Dreien auf die Jagd gehen will er auch nicht; nein, er will hier nach Gold suchen.

> „Morgen fange ich an, hier nach Gold zu suchen. Hier ist Gold. Und wenn ihr hier noch keins gefunden habt, so wäre

das nur ein Beweis, daß ihr ziemlich blöde sein müßt."

Das wurmte den Alten, und er platzte heraus: „Wenn wir aber nicht so blöde sein sollten, wie du denkst. Wenn wir hier Gold gefunden hätten?"

„So wäre das nur ganz natürlich", sagte der Fremde. „Aber ihr habt keins gefunden. Oder wenn ihr welches habt, dann nur ein paar Hände voll, nur so etwas oben herumgekratzt. Hier liegt es aber dicke, hier irgendwo. Hier liegt eine gute Million."

„Eine Million?" fragte Howard mit aufgerissenen Augen.

Dobbs und Curtin vermochten überhaupt nichts zu sagen vor Aufregung.

„Ihr habt die dicke Grube nicht erwischt, das weiß ich", redete der Fremde ruhig weiter. „Ich weiß, daß ihr hier schon bald ein Jahr seid. Die Indianer haben es mir unten gesagt, daß hier einer schon so lange oben sei. Hättet ihr die dicke Ader angeklopft, dann hättet ihr so viel Mist, daß ihr längst abgezogen wäret, denn ihr könntet es gar nicht abtransportieren, ohne aufzufal-

len. Oder ihr hättet hier eine geregelte Mine laufen, mit Lizenz und Maschinen und zwei oder drei Dutzend Leuten.“ (S. 94f)

Der Fremde, der sich Robert Lacaud nennt, sagt den Dreien auf den Kopf zu, dass sie hier Gold suchen, aber dass sie die richtige Mine, die Gold für eine Million Dollar berge, nicht gefunden hätten. Er bietet den Dreien an, dass sie ihren kleinen Fund nicht teilen müssten, dass aber von der künftigen Ausbeute er zwei Fünftel und sie je ein Fünftel erhalten sollten. Die Drei gehen auf den Vorschlag ein und wollen eine Woche lang versuchen, die große Mine zu finden.

Doch entdeckt Howard in der Ferne eine Schar Berittener, die von Lacaud als berüchtige Banditen identifiziert werden. Lacaud berichtete, wie sich eine größere Gruppe Banditen in einen Zug setzte und diesen während der Fahrt ausraubte: Mitfahrende Soldaten wurden selbstverständlich erschossen, aber auch harmlose Passagiere, sogar Frauen und Kinder; am Ende wurde der Zug in Brand gesteckt, wobei nochmals ein Teil der bis dahin Überlebenden um-

kam. Nun ist nicht nur die berittene Polizei, sondern auch das Militär hinter den Banditen, die meistens aus Mestizen bestehen, her; einen Teil der Räuber hat die Staatsgewalt trotz heftiger Gegenwehr schon erwischt und ohne Prozess erschossen. Die hier gesichteten Banditen müssen dem Teil angehören, dem bisher die Flucht gelungen ist.

Die Vier verschanzen sich in einer Rinne und warten auf das Auftauchen der Banditen.

Einige Minuten später traten die Männer aus dem Busch heraus und kamen an den Rand des offenen Platzes. Die Pferde hatten sie offenbar an der letzten Wegbiegung zurückgelassen, denn gerade das letzte Stück des Weges war für Pferde sehr schwer zu nehmen. Aber sie hatten vielleicht noch einen andern Grund, warum sie die Pferde hinter sich ließen. Sie waren sieben Mann, die übrigen drei waren sicher bei den Pferden oder standen an günstigen Stellen auf Beobachtung. Alle waren sie bewaffnet. Jeder hatte einen Revolver, einige hat-

ten außerdem auch noch Gewehre. Alle hatten sie ihre großen Hüte auf und bunte Tücher um den Nacken gebunden, aber sonst waren sie sehr abgerissen. Zwei besaßen nur Sandalen, zwei waren barfuß, einer hatte an dem einen Bein eine Ledergamasche, das andre Bein war ohne Gamasche; und während das Bein mit der Gamasche einen gelben Schnürstiefel am Fuße hatte, trug der Mann am andern Fuße einen schwarzen Gummistiefel. Keiner hatte ein völlig ganzes Hemd an; dafür aber besaßen einige Lederjacken, und drei hatten lange, bis zum Knöchel reichende, enganliegende braune Lederhosen.

Alle aber trugen einen oder gar mehrere Patronengürtel. (S. 113)

Die Banditen kommen zu dem verlassenen Camp und beschließen, sich hier eine Weile zu verstecken, bis die Häscher wieder verschwunden sind – die Vier können das aus ihrem Versteck heraus gut verstehen.

Schließlich wird Curtin entdeckt. Die Banditen geben sich als Polizisten aus und fordern ihn auf, sich zu stellen.

„Hören Sie, Senjor," sagte der Wortführer und kam einen Schritt näher, „wir werden Sie nicht in Arrest nehmen. Geben Sie uns nur Ihren Revolver. Das Jagdgewehr dürfen Sie behalten. Wir brauchen den Revolver und auch die Munition."

Er kam noch einen Schritt näher, und die übrigen Männer folgten ihm.

„Nicht einen Schritt näher," rief Curtin, „sonst wird gefeuert, damit Sie es wissen."

„Seien Sie doch ein wenig mehr höflich, Senjor. Wir wollen Ihnen doch gar nichts tun, wir brauchen nur den Revolver."

„Den benötige ich selbst."

„Werfen Sie das Eisen hier herüber, dann belästigen wir Sie nicht mehr und gehen unsrer Wege", rief einer der übrigen Männer. (S. 118)

Als Curtin nicht nachgibt, ziehen sich die Banditen wieder ins Lager zurück und beraten über ihr weiteres Vorgehen.

Sie suchten sich zu beschäftigen. Und aus diesem Betätigungsdrange heraus kamen sie auf den Gedanken, Curtin zu überlisten, ihn gefangenzunehmen und sich dann mit ihm den Nachmittag angenehm zu vertreiben.

Das Opfer findet gewöhnlich einen solchen Zeitvertreib weniger angenehm. Den Höhepunkt jenes lieblichen Gesellschaftsspiels mit Pfändern überlebt es oftmals nicht. Die Leute sehen ja alle in der Kirche so viele Bilder und Gemälde mit den blutigsten Greueln, sehen die aufgestellten Figuren der Heiligen und Märtyrer mit zerfetzten Körpern, Leiber, die mit Speeren und Pfeilen vollgespickt sind, offene Mäuler, aus denen der abgeschnittene Stumpf der Zunge herausgrinst, herausgerissene Menschenherzen, an denen das Blut heruntertropft und aus denen rote Flammen schlagen, zernagelte und blutüberströmte Hände und Füße, aufgebrochene Knie und zermalmte Kniescheiben, Rücken, die mit Angelhaken gepeitscht werden, und Häupter, auf die Dornenkränze mit einem dicken Holz-

hammer getrieben werden. Und vor diesen Bildern und hölzernen Figuren, die so realistisch sind, daß man von unsagbarem Grauen geschüttelt wird, wenn man sie sieht, und im Schlafe aufgerissen wird, wenn sie einem im Traum erscheinen, liegen die Gläubigen und Frommen stundenlang auf den Knien mit weit ausgestreckten Armen und ausgebreiteten Händen und wimmern und stöhnen und beten und murmeln und singen mit leiser Stimme hundert, zweihundert, fünfhundert Ave Marias. Und diese Männer, wenn sie ihren Zeitvertreib mit ihren Opfern suchen, brauchen keine Erfindungsgabe zu besitzen, sie brauchen nur nachzuahmen, was sie von Kindheit an in der Kirche gesehen haben. Und sie ahmen es nach, geschickt und treu nach den Mustern, denn ihre ganze geistige Vorstellung, die sie haben, wurzelt in der Religion, aber in einer Religion, die auf sie nur durch das Äußerliche, durch die realistische Darstellung, durch die mysteriösen Zeremonien wirkt. Und hier ist es, unter diesen Menschen, wo in der

> Karwoche die ganze grausame Folterungsgeschichte in allen ihren minutiösen Einzelheiten an lebensgroßen Figuren in erschütternder Naturwahrheit den gläubigen Mengen vorgeführt wird.
>
> Das ist kein Passionsspiel; die Vorführungen werden buchstäblich und unmittelbar von diesen Menschen aufgenommen, von diesen bedauernswerten Menschen, die durch unheilvolle Mächte seit Jahrhunderten und bis auf den heutigen Tag in Aberglauben und Unwissenheit gehalten werden, im nackten egoistischen Interesse jener Mächte. (S. 119f)

Die Banditen, nicht ahnend, dass hier noch drei weitere Goldgräber in der Rinne lauern, verhandeln zum Schein wieder mit Curtin, während einer von ihnen einen verborgenen Revolver auf sein Opfer richtet. Doch bevor er schießen kann, wird er selbst getroffen, aus einer völlig unerwarteten Richtung, und zwar vom versteckten Lacaud. Die Banditen wagen einen Angriff, aber als zwei von ihnen verwundet werden,

wird ihnen klar, dass hier mehrere Leute auf der Lauer liegen müssen.

In der Nacht wagen die Banditen einen Generalangriff, werden aber zurückgeschlagen. Doch die Banditen bereiten Schiebeschanzen vor, gegen die die Vier keine Chance haben werden, wenn sie erst einmal eingesetzt werden.

Dann erreicht die Banditen die Nachricht, dass Soldaten aufgetaucht sind. Die Soldaten geben vor, nach Spuren der Banditen zu suchen, um diese zu verleiten, noch schnell zu entweichen, bevor ihnen jeder Rückzug abgeschnitten ist, damit sie von einer versteckten Gruppe Soldaten abgefangen werden können. Doch die Banditen sind schneller und entkommen auf ihren Pferden, verfolgt von den berittenen Soldaten, was ein großes Glück für die Goldsucher darstellt, denn nun sind sie sowohl die Banditen als auch die Soldaten los.

Howard, Curtin und Dobbs sind sich nun einig, dass man so bald wie möglich heimziehen sollte. Aber da kommt Lacaud mit der Geschichte von der Cienega-Mine daher.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich aus dem Burschen machen soll“, sagte Howard. „Beinahe glaube ich, er hat seine Schrauben nicht alle richtig eingedreht, da sind ein paar locker. Ich brauchte nur zu wissen, was er in den letzten sechs Monaten gemacht hat, und wo er gewesen ist, dann könnte ich euch ganz genau sagen, ob er der ewige Goldsucher ist oder ob er buschverrückt ist. Vielleicht ist er beides.“

„Ewiger Goldsucher?“ fragte Curtin neugierig.

„Ja, einer, der ewig sucht und sucht, ein Dutzend märchenhafte Geschichten von verschütteten und verlorengegangenen Goldminen weiß, ein Dutzend Pläne und Zeichnungen in der Tasche oder im Kopfe hat, die ihm den sicheren Weg zu einer verschollenen Mine zeigen, ein Dutzend alberne Schwätzereien von Indianern und Mestizen in seinem Hirn herumwälzt über Plätze, wo Gold oder Diamanten zu finden seien. Er sucht und sucht, je unwegsamer und wilder das Gebirge, je größer die Gefahren, desto mehr ist er überzeugt, daß er

dicht an den armdicken Adern sitzt. Aber er findet nie eine Linse Gold, obgleich er bestimmt weiß, daß er unmittelbar davorsteht und morgen die Ader klopft. Es ist auch ein Verrücktsein, das genau so gefährlich für seine Mitmenschen werden kann, wie jedes andre Verrücktsein. Und die Besessenen sind mehr zu bemitleiden als andre Wahnsinnige, weil sie immer wandern, ruhelos und ziellos. Bald sterben sie beinahe an Hunger, bald an Durst; bald haben sie ihr Leben gegen Berglöwen, gegen Klapperschlangen und sonstiges giftiges Tier- und Kriechzeug zu verteidigen, bald gegen mißtrauische Indianer; dann wieder stürzen sie wo ab, brechen sich die Knochen und liegen da, bis sie von einem Indianer oder Banditen gefunden werden, der sich die Mühe macht, sie wieder aufzupäppeln. Aber kuriert können sie nicht werden. Sie wissen immer, daß sie morgen die Mine bestimmt finden werden.“ (S. 133f)

Howard erzählt, wie vor der Revolution die Entdeckung einer reichen Mine ihrem Be-

sitzer das Leben kosten konnte, insbesondere durch die stets geldhungrige Kirche, die schnell mit einer Anklage wegen Ketzerei zur Hand war.

> Nicht nur Privatpersonen, sondern selbst die königlichen Beamten und die hohen Würdenträger der Kirche verstanden es nur zu gut, einem Manne, der nicht genügend Macht im Rücken hatte, die Mine aus den Händen zu spielen. Der Besitzer verschwand plötzlich, niemand wußte, wo er geblieben war, und die Mine wurde als herrenloses Gut entweder der Krone oder der Kirche überwiesen. Die Inquisition, die in Mexiko viel länger ihre unheilvolle Macht ausübte als irgendwo sonst auf der Erde, die erst endgültig hier verschwand, als die Revolution siegte und das Land eine freie und unabhängige Republik wurde, wirkte zu jener Zeit noch immer mit ungeschwächten Kräften. Es genügte, daß ein Bischof Kenntnis einer reichen Mine erlangte, und der Finder und Besitzer jener Mine wurde wegen Gotteslästerung, Ketzerei, Zauberei, man-

gelnden Respekts gegen die Wunderkraft eines Gnadenbildes vor das Tribunal der Inquisition geschleppt. Vor diesem Tribunal zitterte selbst der mächtigste Mann im Lande, der Vizekönig. Wenn er geladen war, trat er diesem Tribunal nur in Begleitung einer schwerbewaffneten Leibwache gegenüber mit der Ankündigung, daß seine Truppen und die Artillerie den Befehl haben, auf das Gebäude der Hohen Inquisition rücksichtslos zu feuern, falls er innerhalb einer kurz bemessenen Frist nicht wieder in seinem Palaste sei und sich seinen Soldaten gezeigt habe. Was konnte dann so ein einfacher Privatmann tun? Es traten zehn oder zwanzig Zeugen auf, die beschworen, gesehen zu haben, daß der Mann vor der Monstranz nicht gekniet habe, oder die gehört hätten, daß er gesagt habe, es falle ihm schwer, zu glauben, daß der Sohn gleichzeitig sein eigener Vater sein könne, oder daß der Papst keine Irrtümer begehen könnte. Und wurde das beschworen, so wurde der Missetäter verbrannt, und er durfte es als be-

> sondere Gnade ansehen, wenn er nicht lebendig verbrannt, sondern vor der Verbrennung erdrosselt wurde. Wie immer aber auch die Strafe ausfiel, war beschworen worden, daß er schuldig sei, so verfiel sein ganzer Besitz der Kirche. (S. 150f)

Die Drei lassen sich von Lacaud nicht verlocken, noch länger zu bleiben, sondern bauen ihr Lager ab, schütten ihre Mine zu, tarnen ihren Fund als Fellpacken und ziehen los.

In einem Indianerdorf belebt Howard einen Jungen, der ins Wasser gefallen war, wieder. Die Dankbarkeit der Indianer ist so groß, dass sie Howard zwingen, bei ihnen als Gast zu bleiben – vielleicht haben sie den Hintergedanken, dass der Junge wieder sterben könnte, wenn Howard fortginge.

> So schien es der beste Ausweg zu sein, daß Howard den beiden Arbeitsgenossen sein Gut übergab. Beide übernahmen die Verantwortung für die Ablieferung, und beide gaben ihm einen Zettel, auf dem sie das Gut quittierten, sound-

so viele Säckchen, jedes ungefähr das gleiche Gewicht von soundso vielen Gramm ausgewaschenen Sandes.

„Und wo liefert ihr es ab?“ fragte Howard.

„Wir geben es in ein Safe der Banking Company in Tampico, auf deinen Namen“, sagte Curtin.

„Gut denn“, sagte Howard, und sie schieden voneinander. (S. 169)

Howard vertraut sein Gold Curtin und Dobbs an, die versprechen, es in der Banking Company in Tampico zu hinterlegen.

Ohne Howard werden Curtin und Dobbs immer gereizter und streiten auf dem Marsch aus nichtigen Gründen. Schließlich bringt Dobbs den Vorschlag an, man könnte Howards Anteil aufteilen und sich aus dem Staub machen. Curtin lehnt das heftig ab, woraufhin Dobbs droht, das ganze Gold an sich zu nehmen. Curtin setzt sich weiterhin für Howard ein, woraufhin Dobbs laut argwöhnt, Curtin wolle ihn ermorden, um selbst Alleinbesitzer zu werden. Dies wiederum bestärkt in Curtin den Verdacht,

Dobbs wolle eben jene Schandtat begehen, und er beschließt, Dobbs zuvorzukommen.

Seine Bronze will ich gar nicht haben, dachte Curtin, aber ich muß ihn beiseiteschaffen. Der Alte bekommt seine Ladung, ich behalte meine, und die des Schurken grabe ich ein. An ihm will ich mich nicht reich machen, aber mein Leben ist ebensoviel Wert wie das seine.

Er hatte die linke Hand mit der Tabakspfeife in seinem Schoße ruhen. Seine rechte Hand lag auf dem Knie. Jetzt zog er die rechte Hand langsam an sich und ließ sie nach hinten zur Hüfttasche gleiten.

Aber im selben Augenblick hatte Dobbs seinen Revolver hoch. „Eine Bewegung, Junge," rief er, „und ich ziehe ab."

Curtin hielt die Hände ruhig."Hoch damit!" sagte Dobbs.

Curtin streckte die Arme hoch.

„Habe ich doch ganz richtig vermutet", sagte Dobbs höhnisch. „Verräuchern mit langen Redensarten. Da

kommst du bei mir nicht durch.“ Dobbs kam näher. „Steh auf!“ sagte er.

Curtin sprach kein Wort. Er war blaß geworden. Als er stand, kam Dobbs ganz nahe, ging um ihn herum und griff in die Revolvertasche des Curtin, um ihn zu entwaffnen.

Mit einem kurzen Ruck fuhr Curtin herum. Dobbs schoß.

Aber durch die unerwartete Bewegung des Curtin fehlte die Kugel, und ehe Dobbs ein zweites Mal ziehen konnte, hatte ihm Curtin einen Faustschlag gegen das Kinn gegeben, der Dobbs zu Boden warf. Curtin warf sich sofort auf ihn und entwand ihm den Revolver. Dann sprang er auf und trat einige Schritte zurück.

„Die Karten sind jetzt anders gemischt, Dobbs“, sagte er. (S. 176f)

Curtin will den Revolver ziehen, Dobbs kommt ihm zuvor, Curtin schlägt Dobbs nieder und nimmt ihm den Revolver ab.

Curtin ermordet Dobbs nicht, muss aber von nun an Tag und Nacht auf der Hut sein. In der zweiten Nacht schläft Curtin ein, und

Dobbs kann ihm den Revolver nehmen. Dobbs zwingt Curtin, zu einem geeigneten Begräbnisplatz zu gehen.

> „Ich kann doch auch hier sitzen bleiben“, sagte er, während seine Augen geschlossen waren. „Warum soll ich erst noch lange marschieren, ich bin müde und will schlafen.“
>
> „Kannst dich dann lange genug ausschlafen“, sagte Dobbs. „Vorwärts, hoch und los!“
>
> Das laute barsche Kommandieren des Dobbs quälte Curtin, und um es nicht mehr hören zu müssen, stand er schwankend und stolpernd auf. Dobbs stieß ihn mit den Fäusten vor sich her. Fünfzig oder sechzig Schritte weit in das Gehölz. Dann schoß er ihn nieder. Curtin brach sofort zusammen. Dobbs beugte sich nieder, und als er weder einen Atemzug noch ein Seufzen hörte, schob er den Revolver in die Tasche und ging zurück zum Feuer. (S. 181)

Dobbs schießt Curtin nieder. Ja, er kehrt später nochmals an den Ort des Mordes zu-

rück, um Curtin vorsichtshalber noch eine zweite Kugel zu verpassen.

Er braucht sich kein Gewissen zu machen, sagt sich Dobbs, denn Curtin hätte genauso gehandelt. Trotzdem fühlt er sich zunehmend unbehaglich. Als er am nächsten Morgen Curtin begraben will, findet er die Stelle nicht mehr, wo der Tote liegt.

Das Beladen der Esel erweist sich für einen einzelnen Mann sehr schwierig, und sie zu führen ebenso.

> Er rief den Eseln zu, und sie begannen zu marschieren.
>
> Aber der Marsch war viel schwieriger als Dobbs geglaubt hatte. Ging er vorn an der Spitze, dann blieben die hinteren Esel zurück und fingen an zu streuen und auf Seitenpfaden und im Gebüsch nach Gras zu suchen.
>
> Verschiedene Male mußte er den Zug anhalten, weil er zurückgebliebene Esel einzubringen hatte.
>
> Dann ging er am Ende des Zuges. Nun streuten die vorderen Esel, und der ganze Zug kam auseinander. (S. 190)

Unterwegs macht sich Dobbs Sorgen, ob Curtin vielleicht nur verwundet war und sich fortgeschleppt hatte. Daher kehrt er wieder um, aber als er im Lager ankommt, ist es schon zu dunkel. Am nächsten Morgen entschließt er sich, nicht nach Curtin zu suchen, sondern sofort weiterzuziehen.

Er kommt zur Eisenbahnstrecke, wagt es aber nicht, in einem kleinen Ort einzusteigen, weil er da zu sehr aufgefallen wäre; stattdessen zieht er weiter nach Durango.

Unterwegs entläuft ein Esel, kommt aber wieder zurück.

> „Da habe ich ja schon Glück“, rief Dobbs lachend aus, als er den Esel antrotten sah. „Das wären fünfzehn Pesos gerettet. Noch zwei Tage, dann kann ich dem Alten ruhig einen Brief schreiben und dem andern Burschen einen Doktor schicken. Die können mich dann nicht mehr unter dem Fingernagel kratzen.“ (S. 194)

Ein letztes Mal schläft Dobbs noch in der Wildnis, aber immer wieder gehen ihm Curtin und Howard im Kopf herum.

Er sehnte sich nach den Gesetzen, nach der Rechtlichkeit, nach den festen Mauern der Stadt, nach allen den Dingen, die sein Gut beschützen sollten. Innerhalb jenes Bereiches, wo Gesetze das Eigentum bestätigten und wo starke Mächte dem Gesetz Achtung verschafften, war er sicher. Dort mußte jede Sache, jede Anschuldigung bewiesen werden.

Und konnte nichts bewiesen werden, dann war der Inhaber der rechtmäßige Besitzer, dessen Eigentum mit Gewehren und Gefängnissen geschützt wurde. Aber er würde es überhaupt vermeiden, sich in Beweisführungen einzulassen. Er geht vorsichtig aus dem Wege, allen den Steinen und Steinchen, über die man so leicht stolpern kann, wenn man seine Augen nach allen Seiten offen halten muß. Was kann Howard machen? Nichts. (S. 195)

Schließlich erreicht er halb benommen die Ausläufer der Stadt.

„Keine Zigarette, Mensch?“ hörte er da jemand sprechen. (S. 199)

Drei zerlumpte Mestizen liegen unter einem Baum und haben Dobbs bemerkt.

Dobbs war ja lange genug im Lande, um zu wissen, daß er sich nun in einer der verteufeltsten verteufeltsten Lagen befand, die er je erwartet hatte. Diesen Auswurf der Städte kannte er.

Das waren die Leute, die nichts zu verlieren hatten, hier in einem Sinne, der sich auf keine andre Menschenschicht anwenden läßt.

Er dachte jetzt, daß er einen bösen Fehler begangen hatte, vom Wege abzuweichen, um hier eine Viertelstunde im Schatten zu rasten. Sicherer war er auf dem Wege auch nicht, aber er war nicht ganz so in der Falle wie augenblicklich.

„Eine Zigarette habe ich nicht. Habe selber seit zehn Monaten keine mehr gekostet.“

Das klang sehr gut. Er sagte damit gleichzeitig, daß er selbst ein armer

Teufel sei, der sich nicht einmal eine Zigarette kaufen könne.

„Aber ich habe etwas Tabak noch übrig“, fügte er hinzu.

„Papier zum Rollen?“ fragte einer der Männer.

Die Männer lagen noch ruhig und faul am Boden. Alle hatten sich ihm zugewendet, einer halb sitzend, einer auf einen Arm gestützt, und der andre lang auf dem Bauche liegend und den Kopf träge zur Seite geneigt, um Dobbs anzusehen.

„Ein Stück Zeitungspapier habe ich“, sagte Dobbs. (S. 200)

Die Mestizen bitten um Zigaretten, und Dobbs bietet ihnen Tabak an. Das ist ein Fehler, denn ein Mann, der keine Angst hat, hätte die Mestizen zum Teufel gewünscht – nun wissen sie, dass mit dem Amerikaner etwas nicht stimmt.

Dobbs will weiter ziehen, aber die Mestizen halten einige Esel auf.

„Weg da von den Eseln!“ schrie Dobbs erbost.

„Was da?“ sagte Miguel frech mit vorgestrecktem Kopf. „Die können wir so gut verkaufen wie du, die werden nicht schlechter dadurch, daß wir sie verkaufen.“

Die beiden andern lachten und packten noch einen zweiten Esel.

„Weg da von den Eseln, sage ich noch einmal!“ schrie Dobbs mit erhöhter Stimme. Er sprang einen Schritt zurück und zog den Revolver.

„Mit deinem Eisen da kannst du uns nicht erschrecken“, höhnte einer, „uns nicht. Du kannst nur einen schießen, und dem ist es ohnehin gleichgültig.“

„Zurück und die Esel los!“ schrie Dobbs. Dann schoß er auf den nächsten. Es war Miguel. Aber der Revolver klickte nur kalt und hart. Dreimal, fünfmal, siebenmal klickte der Revolver. Kein Schuß krachte. Dobbs starrte, und die Männer starrten. Sie vergaßen vor Erstaunen zu lachen oder zu höhnen. (S. 203)

Dobbs bedroht die Mestizen mit seinem Revolver und versucht, als das nichts hilft, so-

gar auf sie zu schießen, hat aber vergessen, dass Curtin seinen Revolver entladen hatte, als er ihn ihm abnahm.

> Immer noch in derselben Sekunde dachte jetzt Dobbs an eine andre Waffe. Er stand dicht bei einem der Esel, an dessen Packen ein Machete gebunden war. Er griff zu, um den Machete zu ziehen und sich damit zu verteidigen.Das wäre ihm auch gelungen. Er hätte, den Machete in der Hand, vielleicht Zeit gefunden, den Revolver zu laden, denn er hatte einige Patronen lose in der Hemdtasche.
>
> Aber da war die Sekunde zu Ende, und der Stein sauste an seinen Kopf. Er sah ihn kommen, konnte aber den Kopf nicht rasch genug abwenden, weil er seine letzten Gedanken ganz auf den Machete gerichtet hatte. Der Stein streckte ihn nieder, mehr durch die Wucht und den Anprall als durch die Verletzung. (S. 204)

Dobbs greift nach seiner Machete, wird aber von einem Stein am Kopf getroffen.

Der Mestize mit Namen Miguel packt die Machete.

> Mit einem gewandten Griff zog er den Machete aus der langen Lederscheide, sprang zu dem liegenden Dobbs, und mit einem kräftigen, kurz und sicher ausgeholten Hieb schlug er Dobbs den Kopf glatt vom Nacken. (S. 204)

Miguel schlägt Dobbs den Kopf ab.

> Nicht so sehr erschreckt als vielmehr verblüfft über diese rasche Tat starrten alle drei auf den Leichnam. Die Augen des Kopfes, der nur um die Breite des Machete vom Rumpfe entfernt lag, zuckten nervös und blieben dann im scharfen Ruck zu dreiviertel geschlossen stehen. Beide Hände spreizten sich lang aus und krampften sich fest zusammen. Das taten sie mehrere Male. Dann, nachdem sie das letztemal die Nägel in die eignen Handflächen gepreßt hatten, lösten sie sich sanft und starben, halb geöffnet. (S. 204f)

Die Männer nehmen Dobbs die Kleider ab und graben ihn mit seinem eigenen Spaten ein.

Die Mestizen führen die Esel wieder in die Wildnis und untersuchen dort die Ladung. Viel hat Dobbs nicht bei sich gehabt, außer etliche Säckchen mit Sand, die nach Meinung der Mestizen entweder Proben für eine Mining Company darstellen oder dazu dienen, das Gewicht der Felle künstlich zu erhöhen.

Dann kam er zu den Säckchen.

„Was hat er denn hier? Sand, wahrhaftig Sand. Möchte wissen, wozu er den Sand hier mit sich herumschleppt, in lauter kleinen Säckchen?“

„Das ist ganz klar“, sagte Ignacio, der nun ebenfalls die Säckchen in seinem Packen fand. „Ist durchaus klar. Der Bursche war ein Ingenieur von einer Mining Company. Der hat hier im Gebirge herumgesucht und bringt nun die Sandproben mit zur Stadt, damit sie dort im Bureau von den andern Ingenieuren und Chemikern untersucht werden. Dann wissen die amerikanischen

Kompanien gleich, wo sie Land abstecken können.“ (S. 208)

Und weil Miguel, Ignacio und Angel mit dem Sand nichts anfangen können, leeren sie die Säckchen auf den Boden aus.

Im nächsten Indianerdorf wollen die Mestizen die Esel verkaufen. Ein älterer Indianer, der Onkel eines jüngeren, ist bereit, die Esel zu nehmen.

„Sehr gute Esel, Senjor,“ sagte Miguel, „sehr gute, verdad, die können Sie nicht besser auf dem Markt in Durango kaufen.“

„Das ist wahr,“ sagte der Onkel, „es sind gute Esel. Freilich, ein wenig abgearbeitet und ein wenig hungrig. Ihr habt wohl eine weite Reise gemacht?“

„Oh, nicht so weit, kaum zwei Tage“, mischte sich Ignacio ein. (S. 210)

Miguel verlangt zuerst zwölf Pesos für jeden Esel, lässt sich aber auf vier herunterhandeln.

„Sie ziehen mir die Haut über die Ohren, Senor; aber gut, ich will gewiß nicht selig werden, und blind will ich morgen früh sein, wenn ich Ihnen die Esel nicht in Wahrheit geschenkt habe für einen solchen Preis.“ Das sagte Miguel und sah dabei der Reihe nach vom Onkel zu dem Neffen und dann zu seinen beiden andern Strauchdieben. Die nickten und machten eine traurig sein sollende Miene, um anzudeuten, daß sie soeben ihr letztes Hemd für nichts weggegeben hätten. (S. 211f)

Der Onkel erklärt, dass er selbst nicht genug Geld hat, alle Esel zu kaufen, aber dass er die Einwohner des Ortes zusammenrufen wird.

Die Männer kamen. Alte und Junge. Sie kamen einzeln oder zu zweien. Manche trugen ihren Machete im Gürtel, andre trugen ihn offen in der Hand, wieder andre trugen gar nichts. Sie alle gingen zuerst in das Haus des Onkels und sprachen mit ihm. Dann kamen sie heraus, sahen sich die Esel sehr sorgfältig an

und betrachteten darauf die drei Fremden ebenfalls. Sie betrachteten die Verkäufer vielleicht noch sorgfältiger als die Esel, aber sie taten es bei weitem unauffälliger als bei den Eseln. Die Fremden merkten nicht, daß sie so genau besehen wurden, sie hielten es für die übliche Neugier der indianischen Landbevölkerung. (S. 213)

Die Indianer kreisen die Mestizen ein. Als diese das Brandzeichen der Esel nicht nennen können, lässt der Onkel die Katze aus dem Sack, dass er nämlich die Mestizen des Raubes verdächtigt.

Miguel sah sich um nach seinen Kumpanen, und die blickten nach allen Seiten, um zu sehen, ob sich nicht ein Loch fände, wo sie entwischen könnten, sobald der nächste Satz kam.

„Die Esel sind von der Senjora Rafaela Motilina in Avino, der Witwe des Senjor Pedro Leon. Ich kenne seinen Brand. Es ist ein L und ein P rückwärts am Strich des L. Ist das richtig, Hombres?“ rief der Onkel.

Und die Männer, die bei den Eseln standen, riefen: „Das ist richtig. Das ist der Brand."

Der Onkel sah sich um in der Gruppe und rief: „Porfirio, komm her."

Ein Indianer kam nahe heran und stellte sich ihm zur Seite.

Nun sagte der Onkel: „Mein Name ist Alberto Escalona. Ich bin der Alkalde des Ortes hier, ordnungsmäßig gewählt und vom Gouverneur bestätigt. Dieser Mann hier, Porfirio, ist der Polizeimann des Ortes." (S. 215f)

Die Mestizen verstricken sich immer mehr in Lügen und werden festgenommen. Die Indianer folgen auf Pferden den Spuren von Dobbs, dessen Wanderung sehr wohl von Indianern beobachtet worden war. Auf diese Weise finden sie das Grab des Amerikaners.

Ein Inspektor der berittenen Polizei wird geholt, der verkündet, dass auf Miguel allein eine Belohnung von dreihundert Pesos ausgesetzt ist, die nun den Dorfbewohnern zugutekommt.

Dann wurden die drei Strauchdiebe von der Polizei übernommen. Sie kamen nicht an Lassos. Sie trotteten in der Mitte der berittenen Soldaten. Da ist das Hemd, da ist die Hose, da sind die Stiefel, da sind die Esel, da sind die Packen, und da ist das Kreuzlein auf dem Hügel. Also wird die Gerichtsverhandlung wohl schwerlich länger als zwei Stunden dauern. Ein kostspieliges Gerüst wird nicht gebaut, weiße Handschuhe werden auch nicht angezogen.

Für diese Dinge hat der Staat nicht viel Geld übrig. Das Geld muß für wichtigere Sachen gespart werden. (S. 223)

Unterdessen ist aus Howard ein gefragter Wunderdoktor geworden.

Howard war ein viel beschäftigter Mann. Er konnte sich nicht der Ruhe so erfreuen, wie er gehofft hatte. Er war der große berühmte Wunderdoktor. Die Indianer des Hochgebirges sind alle sehr gesund, und sie erreichen ein Alter, das dem Europäer wie ein Märchen klingt. Nur gegen eingeschleppte

Krankheiten sind sie wehrlos. Aber wenn sie auch alle eine beneidenswerte Gesundheit haben, so leiden sie doch an Krankheiten und Gebrechen, die sie sich so lange einreden, bis sie fest überzeugt sind, daß sie die Krankheit haben. Man braucht ihnen nur von einer Krankheit zu erzählen und die Symptome zu schildern, es vergehen keine drei Tage, und sie haben die Krankheit. Aus diesem Grunde machen Ärzte und Kirchen ein so gutes Geschäft im Lande.

Da kam eine Frau zu Howard, die wissen wollte, warum sie Läuse habe, während ihre Nachbarin keine hätte. Was sollte Howard verschreiben? Lausesalbe wäre das einzige Mittel gewesen. Aber wenn sie verbraucht ist, dann sind die Läuse wieder da, und die Frage taucht erneut auf: „Warum habe ich Läuse und meine Nachbarin keine?“

Howard half sich in einfacher Weise, denn er war ein echter Medizinmann. Er sagte: „Das kommt daher, daß Sie sehr gutes und gesundes Blut haben, das die Läuse lieben, während Ihre Nachbarin

> sehr schlechtes und krankes Blut hat.“ (S. 223f)

Ganz besonders gern verschreibt Howard heißes Wasser, das mit allerlei harmlosen Säften oder Kräutern versetzt werden muss.

> Merkwürdigerweise für den, der die Heilkraft des Wassers nicht kennt, wurden die Männer, Frauen und Kinder, die den Wunderdoktor belagerten, alle gesund.

Gegen eingebildete Krankheit helfen Howards Rezepte unfehlbar, und bei echten Gebrechen wissen sich die Indianer selbst zu helfen.

> Mit Arm- und Beinbrüchen, Verstauchungen und Verrenkungen wurden die Leute allein fertig. Da konnte ihnen kein Arzt etwas zeigen. Und Geburtshilfe brauchte Howard auch nicht leisten. Das ging ganz glatt. (S. 224)

Doch dann holt man Howard zu einem schwer kranken weißen Mann – es ist kein

anderer als Curtin, der Dobbs Schuss überlebt und sich zu einem Indianerdorf geschleppt hat.

> Der Alte dachte eine Weile nach. Dann sagte er: „Eigentlich ein Lump war er nicht. Ich glaube, er ist im Grunde ein ehrlicher Kerl. Der Fehler war, daß er mit dir allein abzog. Es ist eine verdammt böse Versuchung, mit einer Menge Gold und nur mit einem Mann zur Seite, auf Seitenpfaden und Schleichwegen durch diesen einsamen Busch tagelang zu ziehen. Dieser Busch lockt und lockt und schreit und flüstert unaufhörlich: ‚Ich plaudere nichts aus, greif zu, es ist eine Gelegenheit, die nicht wiederkommt, ich bin verschwiegener als Gräber.' Wenn ich jung wäre wie Ihr, ich weiß nicht, ob ich die vielen Tage hindurch einer solchen verfluchten Lockung hätte widerstehen können. Es ist ja nur eine Sekunde, eine einzige Sekunde, um die es geht. Und rechne einmal selbst, wie viele Sekunden ein Tag von vierundzwanzig Stunden hat. Eine Sekunde, in der sich blitzschnell die

> Begriffe verschieben, und ehe die Begriffe sich in der nächsten Sekunde wieder in das alte Geleise einrenken, hat man schon geknipst. Dann kann man nicht mehr zurück und muß volle Arbeit tun.“ (S. 227)

Howard weiß, dass Dobbs nicht schlechter war als andere Menschen, aber dass die Versuchung des Goldes für ihn einfach zu groß war.

Howard reitet in Begleitung einiger Indianer, um Dobbs zu finden, bevor er mit dem Gold verschwindet. Unterwegs treffen sie den Alcalden, der ihnen berichtet, dass Dobbs ermordet wurde und die Täter gefasst sind. Howard bekommt sogar sein Eigentum zurück – aber die Säckchen sind leicht und leer.

Howard und seine Begleiter holen die Soldaten und die Gefangenen bald ein.

> Howard erhielt ohne weiteres die Erlaubnis, die Banditen auszufragen. Wie sie Dobbs umgebracht hatten das interessierte ihn nicht, der Alkalde hatte es ihm schon deutlich genug erzählt. Er

wollte nur wissen, wo die Säckchen seien.

„Die Säckchen?“ fragte Miguel. „Ach ja, diese kleinen Säckchen, die haben wir alle ausgeschüttet. Da war nur Sand darin, um den Fellen mehr Gewicht zu geben.“

„Wo habt ihr denn die Säckchen ausgeschüttet?“ fragte Howard.

Miguel lachte. „Was weiß ich? Irgendwo im Busch. Das eine Säckchen hier, das andre weiter fort. Es war finster. Wir sind dann in der Nacht weitermarschiert, um fortzukommen. Wir haben kein Kreuz hingenagelt, wo wir die Säcke ausgeschüttet haben. Sand gibt es überall. Sie brauchen sich nur zu bücken. Und wenn Sie gerade den Sand, den Sie vielleicht als Proben hatten, suchen gehen wollen, ich glaube nicht, daß Sie noch ein Körnchen finden. In der vorletzten Nacht hatten wir einen fürchterlichen Sturm. Der hat alles fortgeweht, auch wenn ich genau wüßte, wo es war, wo wir die Säckchen ausschütteten. Ich würde es Ihnen sonst gern sagen, für ein Säckchen Tabak.

> Aber ich weiß es nicht und kann mir den Tabak nicht verdienen.“ (S. 229)

Nun weiß Howard, dass das Gold für immer verloren ist.

> Howard wußte nicht, was er sagen sollte. Alles, was er äußern oder was er tun konnte, war nur, ein solches Gelächter anzustimmen, daß die übrigen Männer und auch die Soldaten mitlachen mußten, obgleich sie nicht wußten, wo der Witz lag. Aber das Lachen klang so gesund, daß sich niemand gegen seine Wirkung wehren konnte.
>
> Howard warf den Strauchdieben ein Säckchen Tabak zu, dankte dem Offizier, verabschiedete sich von ihm, und dann ritt er mit seinen Freunden wieder zurück. (S. 229f)

Howard berichtet Curtin vom Schicksal des Goldes und bricht darüber in lautes Lachen aus.

> „Das verstehe ich nicht“, sagte Howard, nur noch immer mehr lachend.

„Wenn du hier nicht lachen kannst, bis du platzt, dann weißt du nicht, was ein guter Witz ist, und dann kannst du mir leid tun. Dieser Witz ist zehn Monate Arbeit wert."

Und er lachte, daß ihm die Tränen über die Backen liefen.

„Mich haben sie zum Wunderdoktor gemacht," blökte der Alte lachend, „ich habe mehr erfolgreiche Kuren und für weniger Medizin aufzuweisen als der beste Arzt in Chikago. Du bist zweimal totgeschossen worden und lebst immer noch, und der gute Dobbs hat den Kopf so völlig verloren, daß er ihn selber nicht einmal mehr damit suchen gehen kann. Und das alles für Gold, das uns gehört, und von dem niemand weiß, wo es ist, und das billiger ist als ein Säckchen Tabak für fünfunddreißig Centavos." (S. 230)

Schließlich kann sich auch Curtin nicht mehr halten und lacht und lacht.

Immerhin findet Howard noch ein nicht geleertes Säckchen, das nach Curtins Meinung gerade für ein Delikatessengeschäft in

Tampico reichen würde. Howard dagegen rät Curtin, ihm lieber in das Indianerdorf zu folgen, wenn er ganz gesund ist, und sich am Medizingeschäft zu beteiligen. Curtin willigt schließlich ein.

„[…] Komm nur erst rüber in mein Dorf, da wirst du etwas sehen und lernen. Den Hut wirst du ziehen vor mir, mein Junge, wenn du siehst, was für eine geachtete Persönlichkeit ich da bin. Die wollten mich vor einigen Tagen schon zur gesetzgebenden Körperschaft machen. Was sie sich darunter denken, habe ich aber nicht erfahren können."

In dem Augenblick kam sein Gastgeber herein. „Senjor," sagte er, „Wir müssen jetzt fortreiten. Es ist gerade ein Mann herübergeritten gekommen. Der sagt, es seien so viele Leute im Dorf, die den Doktor sehen wollten, daß sie im Dorf Angst bekämen. Darum müssen wir sofort losreiten."

„Da hörst du es ja", wandte sich Howard an Curtin, als er ihm die Hand gab.

Curtin lachte und sagte: „Ich denke, daß ich in drei Tagen rüberkommen kann, um den Wunderdoktor zu sehen."

Howard hatte keine Zeit, zu antworten. Die Indianer hatten ihn untergefaßt, hinausgetragen und aufs Pferd gehoben.

Dann ritten sie mit ihm davon. (S. 232)

Ende.

Der Schatz der Sierra Madre ist ein außergewöhnlicher Roman. Diese Eigenschaft verdankt er vor allem dem hervorstechenden erzählerischen Talent B. Travens: Der Autor schreibt schlicht, leicht verständlich, fast umgangssprachlich – und gleichzeitig ungemein faszinierend. Traven tritt zwar in seinem Werk als Autor in Erscheinung, indem er uns über die Verhältnisse im Mexiko der zwanziger Jahre aufklärt, aber er macht das völlig distanziert und objektiv, er will sich jeglichen Urteils enthalten.

Er schreibt über die Lebensumstände der armen Weißen und der Indianer, über die ungleichmäßige Verteilung des Reichtums, über die Machtverhältnisse, über die Landschaft, über Unterdrückung, Ungerechtig-

keit und unglaubliche Massaker – aber all das erzählt er in einem völlig ungerührten Tonfall. Das Entsetzen über das Geschilderte überlässt er dem Leser und erzielt auf diese Weise eine viel eindringlichere Wirkung, als wenn er sich persönlich ereifern würde.

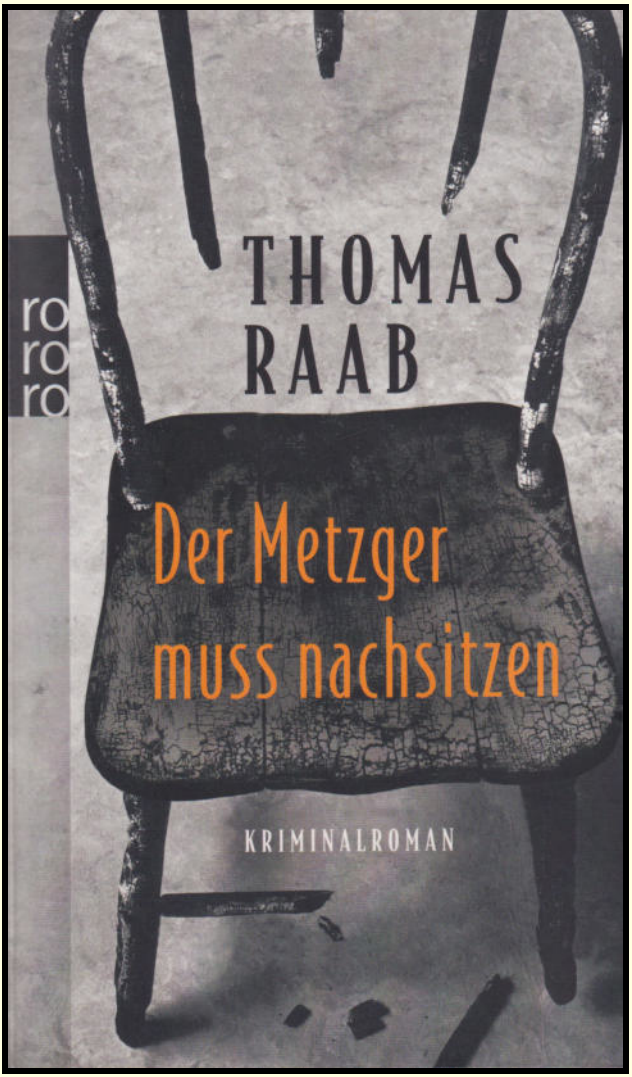
Helden und Schurken gibt es bei Traven nicht. Ein Mörder mordet eben, weil er es so gelernt hat und weil ihm diese Tätigkeit ganz selbstverständlich vorkommt – wozu gibt es schließlich die christliche Vergebung der Sünden, ist die Ansicht vor allem der Mestizen. Ein völlig normaler weißer Tagelöhner wird durch Gold so in Versuchung geführt, dass er bereit ist, jeden Konkurrenten zu töten – ob er dann die Nerven hat, sich danach seiner Tat zu stellen, das steht allerdings auf einem anderen Blatt.

Die Mestizen stehen zwischen zwei Gesellschaften: Bei den Weißen sind sie ebenso wenig willkommen wie bei den Indianern, weshalb es kein Wunder ist, wenn sie zu jedem Verbrechen bereit sind. Die Weißen sind selbstgerecht, gierig und innerlich zerfressen; viel Gutes kann man von ihnen

nicht erwarten. Die Indianer dagegen sind gelassen und zufrieden, sie leben im Einklang mit ihrer Umwelt und gehen den Weißen so weit aus dem Weg, wie sie nur können. Howard, der alte Mann, hat im Lauf seines Lebens wirkliche Gelassenheit erworben, und das befähigt ihn, für den Rest seines irdischen Daseins das geruhsame Leben der Indianer zu teilen.

B. Traven hieß eigentlich Otto Feige und wurde 1882 in Schwiebus geboren. Wegen seiner Beteiligung an der Münchner Räterepublik flüchtete nach der Niederschlagung der Revolution zuerst nach England und dann 1924 nach Mexiko, wo er unter verschiedenen Tarnnamen bis zu seinem Tod im Jahr 1969 lebte. Offenbar hatte er bis an sein Lebensende Angst vor Verfolgung, was nicht so sehr verwundert, wenn man weiß, dass beispielsweise Leo Trotzki noch im Jahr 1940 von Stalins Schergen in Mexiko ermordet wurde.

Traven kennt also das Mexiko der zwanziger Jahre aus eigener Anschauung, so dass *Der Schatz der Sierra Madra* auch zugleich ein realistisches Gesellschaftsbild der damaligen Zeit ist.


ro
ro
ro
THOMAS
RAAB
Der Metzger
muss nachsitzen
KRIMINALROMAN

*Raab, Thomas: Metzger muss nachsitzen

Thomas Raab [1970–]
Metzger 1: Der Metzger muss nachsitzen
(2007)
rororo 24 773 (TB 288 S./€ 8,95)
Reinbek bei Hamburg 2010, 6. Auflage
Genre: Krimi

> Ein wenig dauert es, bis die Botschaft von Metzgers rotweingeschwängertem Körper über die angeheiterten Nervenbahnen das Hirn erreicht! Dann setzt er sich auf und folgt mit seiner Hand dem Ruf des Schmerzes, der erbarmungslos in seinem rechten Schweinsledernen pocht. Der Metzger streicht sich über den Fuß, ein wenig verdattert, warum sich das ansonsten glatte Leder so rau anfühlt, schon ein wenig mehr verwundert, warum sein Fuß eine so seltsame Stellung eingenommen hat, und schweißtreibend verängstigt, warum er eigentlich gar nichts spürt. Er reißt an der Ferse, und mit einem dumpfen Plopp hält er den Schuh in der Hand.

> Nicht seinen Schweinsledernen, sondern einen braunen rauledernen Schlüpfer! (S. 8)

Willibald Adrian Metzger, noch immer Single, eifriger Möbelrestaurator, kundiger Rotweintrinker, stolpert angeheitert über die Hundeströmelwiese nach Hause.

> Langsam begreift er, dass das nicht sein Schuh sein kann, sucht den dazugehörigen Fuß, folgt aufmerksam der blauen Socke, der Bundfalte der Schnürlsamthose, dann biegt er den Busch zu Seite, und schaut ihm mitten ins Gesicht – dem Dobermann! (S. 9f)

Da ist doch der Metzger über den Dobermann gestolpert. Hier liegt er, tot, der Felix Dobermann, der Widerling, der den Metzger zu Schulzeiten unbarmherzig gemobt hat. Und in seinem Auge steckt passenderweise der Zeigestock des früheren Professor Konrad Zwirnhofer, der mit sadistischem Vergnügen in des Metzgers Klasse 8b Mathematik und Physik unterrichtet hat.

> Ein bisserl groß ist es aber schon, das Loch im Aug vom Dobermann, denkt sich der Metzger noch, vor allem in Anbetracht der edlen Schnitzerei, die zwar tief in den Schädelknochen eingedrungen, jedoch weit davon entfernt ist, die neu entstandene Augenhöhle zur Gänze auszufüllen. Da muss schon jemand ordentlich herumgerührt haben, ähnlich der schmerzhaften Kombination Fahrschüler, Schalthebel und Rückwärtsgang. Außerdem hat der Dobermann den anderen Schuh schon irgendwo vorher verloren, sinniert der Metzger beim Betrachten des Gesamtkunstwerkes, armselig liegt er jetzt da, in Socken Richtung Himmelstür, dass er sich da nicht die Fuß verbrennt, so nah, wie der an der Hölle vorbei muss! (S. 12)

Das Loch im Auge des Dobermanns ist weiter als der Zeigestock – da muss jemand mit Hingabe darin gerührt haben. Und warum der Dobermann nur noch einen Schuh anhat, weiß Gott allein.

Der nächste Weg führt den Metzger zur Polizei.

> Die Wachstube gleicht einer Selchkammer, schwere Nikotinwolken verbreiten ihren bläulich grauen Schimmer, während Willibald Adrian Metzger, schwer allergisch auf Rauch, langsam den Weg durch den Nebel sucht. So eine Rauchallergie kann einem sensiblen Wesen schon ziemlich zusetzen, bei Metzger mit Übelkeit, Aggression, Klaustrophobie und ein paar Sprachstörungen auf Grund der Atemnot. So landet er, nun wieder genauso träge wie noch am ursprünglichen Nachhauseweg, vor dem Tisch des Dienst habenden Kommissars.

Und da sitzt doch kein anderer als der jetzige Inspektor und frühere Klassenkamerad Eduard Pospischill. Der merkt durchaus, wie viel der Metzger getrunken hat, folgt ihm aber trotz seines Unglaubens zur Leichenfundstelle – wo kein Fitzelchen mehr vom Dobermann zu sehen ist und der Fall somit ad acta gelegt wird.

Freilich, den Metzger lässt sein Fund keine Ruhe, insbesondere, da am nächsten Tag an seiner Tür ein Sackerl mit dem zweiten Schuh des Dobermann, übrigens mit

Hundekot beschmiert, hängt. Da bleibt nur eines: Der Metzger muss ein Klassentreffen einberufen, denn der Mörder kann nur unter den ehemaligen Kameraden oder Lehrern sein. Freilich, die Einladung muss anonym erfolgen, denn auf einen Aufruf des ehemaligen Klassendeppen Metzger hin würde niemand kommen.

Der Metzger muss nachsitzen ist ein wendungsreicher und überaus unterhaltsamer österreichischer Krimi. Freilich, der Raab – oder der Metzger, so genau kann man das nicht unterscheiden – hat eine unbezwingbare Neigung zum Schwafeln, so dass der Text oftmals länger als nötig ausgefallen ist; aber darüber kann man angesichts des Humorgradienten des vorliegenden Werkes gerne hinwegsehen.

PHANTASTISCHE
WELTEN 2026
phantastisch!
EXODUS
COSMIC

Timo Kümmel, Hrsg. [1980–]
Phantastische Welten 2026
Atlantis (30 S./€ 15,00)
Stolberg 2025
Genre: Phantastik-Kalender

> Im März des kommenden Jahres [2025] erscheint der Kalender PHANTASTISCHE WELTEN 2026 mit Bildern von Dirk Berger, Frauke Berger, Thomas Franke, Jan Hoffmann, Paul Hoppe, Olaf Kemmler, Karsten Schreurs, Meike Schultchen, Hubert Schweizer, Michael Vogt, Thomas Thiemeyer und Helmut Wenske und einem Deckblatt von Timo Kümmel.
>
> Es ist eine Gemeinschaftsproduktion der Herausgeber von „Cozmic“, „Exodus“ und „phantastisch!“.
>
> Dieser Kalender für 2026 in A4 (aufklappbar) ist ab sofort im Atlantis-Shop vorbestellbar. (WebSite Atlantis-Verlag)

Der Kalender *Phantastische Welten 2026* bietet neben zwölf hervorragenden Farbtafeln im Format A4 von ebenso vielen deutschen

Künstlern noch ein Kalendarium sowie ein Titelblatt des Herausgebers Timo Kümmel.

Der Kalender ist im Atlantis-Verlag erschienen und stellt ein Kooperation der Zeitschriften *Cozmic*, *Exodus* und *phantastisch!*“ dar.

Für Fans der Phantastik und der Science Fiction gibt es keinen schöneren Kalender auf das Jahr 2026.

JODI LYNN ANDERSON
Thirteen Witches
DIE ERINNERUNGS-DIEBIN
BELTZ & Gelberg

Jodi Lynn Anderson [1962–]

***Thirteen Witches 1: Die Erinnerungsdiebin (The Memory Thief*, 2021)**

Beltz & Gelberg (HC 272 S./€ 16,00)

Weinheim Basel 2025

Aus dem Amerikanischen von Kanut Kirches

Genre: Phantastik

In dem Dachzimmer mit der Schräge am Ende des Flurs im zweiten Stock sitzt meine Mom an ihrem Computer und tippt etwas von einem dicken Nachschlagewerk ab, die langen schwarzen Haare hinter die Ohren gesteckt. Ihr Schreibtisch ist übersät mit Post-its, auf denen Dinge stehen wie: *Arbeiten. Essen. Nimm deine Vitamine.* Auf ihre Hand hat sie mit Kugelschreiber nur das Wort „Rosie“ gekritzelt.

„Abendessen“, sage ich und stelle das Tablett an den Rand ihres Schreibtischs. Sie tippt noch ein paar Minuten weiter, bevor sie bemerkt, dass ich da bin.

In ihrem Job ist sie zuständig für die hirnzerfressend langweilige Arbeit namens Dateneingabe. Dabei tippt sie

hauptsächlich Dinge aus Büchern am Computer ein und schickt sie an ihren Chef, der in New York lebt. Am unteren Rand ihres Monitors klebt ein Zettel, auf dem sie notiert hat, wie viele Stunden sie tippen soll, sowie die Kontaktinformationen ihres Chefs. Sie arbeitet immer exakt bis zur festgesetzten Zeit. (S. 15f)

Rosie Oakes, zwölf Jahre alt, ist mehr als eine Halbwaise: Ihr Vater, ein Fischer, ist berufsbedingt ertrunken, und ihre Mutter Annabelle leidet nicht nur an einem Verlust ihres Langzeitgedächtnisses, sondern hat auch große Mühe, Rosie überhaupt wahrzunehmen.

Meine Mom verteilt keine Umarmungen. Sie freut sich weder, mich nach der Schule zu sehen noch ist sie traurig, wenn ich morgens zum Bus gehe. Sie fragt mich nicht, wo ich war, hilft mir nicht beim Shoppen, sagt mir nicht, wann ich ins Bett gehen soll. Ich habe sie noch nie in meinem Leben lachen hören. Sie hat einen Abschluss in

Kunstgeschichte, aber spricht nie über ihre Professoren oder darüber, was sie gelernt hat. Sie erzählt nie, wie sie sich in meinen Vater verliebt hat – oder ob sie ihn überhaupt liebte.

Manchmal, wenn sie mit mir redet, wirkt es, als müsste sie erst lange über meinen Namen nachdenken, bevor er ihr wieder einfällt. Vor Terminen mit meinen Lehrern oder meiner Kinderärztin fragt sie mich, wie es in der Schule läuft und wie ich mich fühle -als wollte sie sich noch schnell auf eine Prüfung vorbereiten. Nur so schafft sie es, zumindest die nötigsten Informationen über mich zu behalten.

Zum Glück hat Rosie eine treue, verlässliche Freundin, ihre Blutsschwester Keim. Für sie schreibt sie schon seit Jahren Phantasiegeschichten mit glücklichem Ausgang – bis Keim Rosie darauf hinweist, dass diese Geschichten allesamt sehr unrealistisch sind, woraufhin Rosie sie samt und sonders verbrennt. Und noch in der gleichen Nacht erscheint Rosie ein Geist, der unverständliche Satzfetzen murmelt.

Ich drehe mich langsam um.

Eine Frau befindet sich in der Diele und starrt uns an, ein Knäuel Wolle in den Händen. Direkt hinter ihr steht ein Mann in einer gelben Regenjacke, klatschnass und blass, Seesterne kleben an seinen Armen. Neben dem Sofa ist eine weitere Frau, sehr alt, ganz in Weiß. Und ganz in der Nähe – nur Zentimeter von uns entfernt – steht ein Junge mit schlaffen braunen Haaren und einem mürrischen Gesichtsausdruck, als hätte er gerade etwas Verdorbenes gegessen. Er sieht schrecklich aus: vielleicht dreizehn oder vierzehn, große braune Augen, gefurchte Stirn, blass, das dunkle Haar klebt nass über den Ohren und seine Haut wirkt bläulich. Auch das Licht um ihn herum wirkt bläulich und wirft einen schwachen Schimmer auf die Wand hinter ihm.

Wir sind umzingelt. (S. 42)

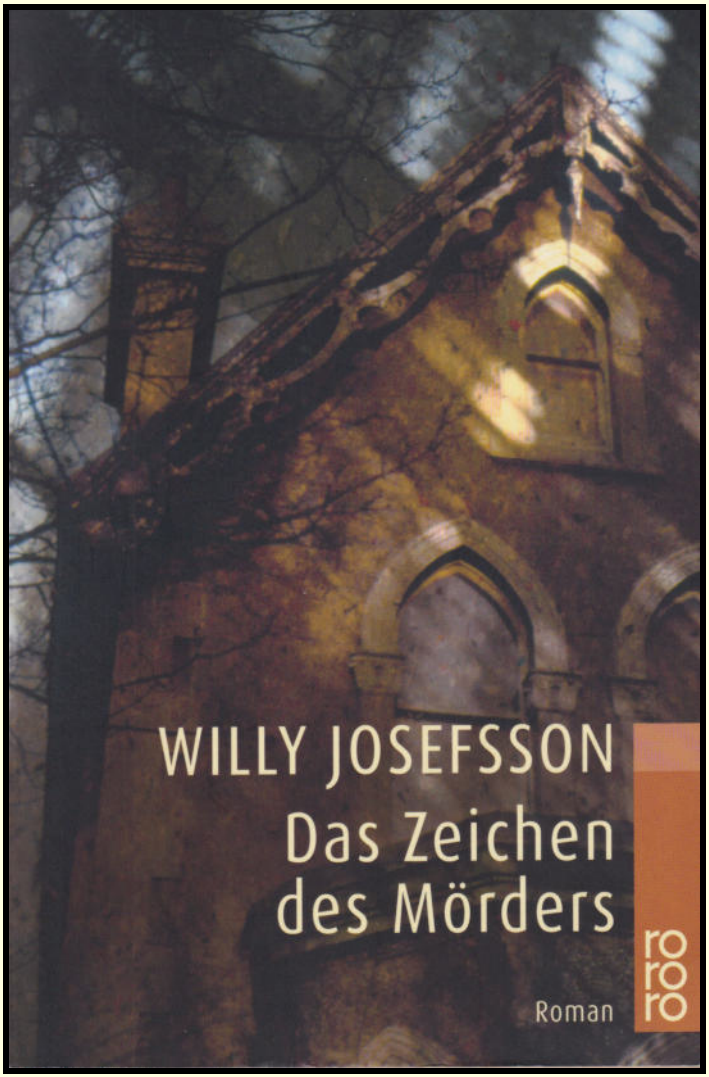
Rosie stellt mit Erstaunen fest, dass in ihrem Haus nicht nur ein verrückter Geist, sondern darüber hinaus eine ganze Geister-

familie lebt, die sich allerdings als ganz vernünftig herausstellt.

Der jüngste Geist, Ebb mit Namen, klärt Rosie über die Vorgänge der letzten Zeit auf: Durch das Verbrennen ihrer Geschichten hat sie ihre bisher unterdrückte Gabe erweckt, nämlich die „Sicht“, über die unerklärlicherweise Keim auch verfügt. Weiterhin erfährt Rosie, dass ihre Mutter Annabelle die Letzte eines Geschlechtes von Hexenjägern ist, die von einer der dreizehn existierenden Hexen, der Erinnerungsdiebin, ihrer Erinnerung beraubt worden ist. Allerdings ist es Annabelle gelungen, ihre neugeborene Tochter, auf die es die Hexen ebenfalls abgesehen hatten, gegen einen unschuldigen Jungen zu vertauschen, so dass es nun in der Familie Oakes doch noch eine begabte Hexenjägerin gibt. Die drei Hexen, die sich noch auf der Erde herumtreiben, muss Rosie wohl oder übel bekämpfen, allen voran die Erinnerungsdiebin, die angekündigt hat, beim nächsten Dunkelmond Rosie zu holen.

Die Erinnerungsdiebin ist ein ausgesprochen unterhaltsamer und phantasievoller Abenteuerroman für heranwachsende Leser

und für solche, die noch gerne an ihre Jugendlektüre zurückdenken.


WILLY JOSEFSSON
Das Zeichen des Mörders
Roman
rororo

Willy Josefsson [Tage Jan Willy Josefsson, 1946–]

***Martin Olsson 5: Das Zeichen des Mörders (Dödarens märke,* 2000)**
rororo 23 015 (TB 314 S./DM 16,90)
Reinbek bei Hamburg 2001
Aus dem Schwedischen von Salah Naoura
Genre: Krimi

Bernhard war ein großer Kerl gewesen, fast ebenso groß wie der Pastor, nur kräftiger und muskulöser, jedoch ein einsamer Mann. Wie einsam, das begriff Olsson erst jetzt.

Selbst der Sarg sah einsam und verlassen aus. Die Polizei hatte einen Kranz gestiftet, das war alles.

Von Bernhards früheren Kollegen war niemand gekommen, um ihn zu verabschieden. Oder, um genau zu sein: niemand ihrer gemeinsamen früheren Kollegen. Martin Olsson war vor fast fünf Jahren aus dem Polizeidienst ausgeschieden und unfreiwillig in den Vorruhestand getreten; Bernhard Möller da-

> gegen hatte weitergearbeitet und war ver- statt ausgeschieden. (S. 11f)

Bernhard Möller, Polizist, wird in Hjärnarp zu Grabe getragen. Außer seinem früheren Kollegen Martin Olsson, sechzig Jahre alt und bereits im unfreiwilligen Ruhestand, ist neben dem stellvertretenden Pastor Andreas Ljung und den Leuten vom Beerdigungsinstitut der einzige, der dem Toten das letzte Geleit gibt.

Bedauerlicherweise macht einer der vier Sargträger einen alkoholisierten Eindruck.

> Am Ausgang regulierten die Träger routiniert ihre Haltung, um den Größenunterschied untereinander auszugleichen, während sie mit einem ersten vorsichtigen Schritt die Treppe betraten, die zum Kirchplatz hinabführte. Doch auf den kurzen, steilen Stufen geriet der Sarg trotz ihrer Bemühungen in eine bedenkliche Schieflage. Und genau in dem kritischen Moment, als die ersten beiden Männer den Boden betraten, stolperte der Graugelockte.

Vielleicht war er auf einer vereisten Stelle ausgerutscht. Er machte zwei Schritte auf einmal und kippte mit dem Oberkörper nach hinten wie ein ungeübter Schlittschuhläufer, der sich Mühe gab, nicht hinzufallen. Gleichzeitig entglitt der Messinggriff seinen Händen. Eine verhängnisvolle Sekunde lang ruderten seine Arme wie zwei Propeller durch die Luft. Der Mann befand sich immer noch auf der obersten Stufe, und durch das entstandene Ungleichgewicht des Sarges, der plötzlich nur noch an drei Punkten gestützt wurde, konnten die anderen Träger ihn auch nicht länger halten. Mit einem dumpfen Poltern schlug der Sarg auf die Treppe. Durch die heftige Erschütterung löste sich der Deckel und schlitterte über den gefrorenen Boden davon wie ein Riesenski.

Und aus dem Sarg heraus fielen nicht ein, sondern zwei Körper. (S. 15f)

Der Sarg entgleitet den Trägern, fällt zu Boden, öffnet sich und offenbart zwei Leichen.

Der zweite Tote heißt Lars Wallén, wie die Polizisten, die es nun bedauern, nicht zur Beerdigung erschienen zu sein, bald feststellen, und er war ein Risikokapitalist, der sich an gewagten Spekulationen beteiligte. Walléns Sekretär, Steve Nyman, behauptet steif und fest, nur Jakob Alm, Walléns schärfster Konkurrent, könne der Mörder gewesen sein. Obwohl sich Olsson ausdrücklich nicht als Privatdetektiv betätigt, bleibt ihm doch nicht anderes übrig, als auf eigene Faust Ermittlungen anzustellen.

Das Zeichen des Mörders ist ein unterhaltsamer, wenn auch etwas gestreckt wirkender Krimi.

Caren Hodel
Miezverständnisse
Geschichten von der Fensterbank
Mit Illustrationen von
Olena Klejman
LAPPAN

Caren Hodel [1976–, Text] & Olena Klejman [Illustrationen]

MiezVerständnisse. Geschichten von der Fensterbank

Lappan (HC 60 S./€ 10,00)
Hamburg 2025, 2. Auflage
Genre: Phantastik

Während die Katzen in der Nachbarschaft anmutige Namen wie Amadeus, Leopold, Ophelia oder Penelope tragen, haben mich meine Zweibeiner Pitu getauft. Danke an dieser Stelle … Was für eine Schnapsidee! Abgesehen von meinem Namen habe ich mit meiner Familie aber das große Los gezogen. Als ich noch so klein war, dass ich in eine Schmuckschatulle passte, holten sie mich zu sich. Erst war ich stinksauer, weil sie meine drei Geschwister nicht mitgenommen haben, aber nach einem wilden Roadtrip in der rollenden Blechdose war die Wut verflogen. Unser Haus ist riesig! Und der Garten erst! Da gibt es jede Menge Käfer, Mäuse und fliegende Sonderlinge, die man super übers Grundstück jagen kann. Und haltet euch

> fest: Ich habe sogar meinen eigenen Eingang. Wenn ich durch die Schwingtür nach draußen spaziere, fühle ich mich wie ein furchtloser Cowboy. (S. 8f)

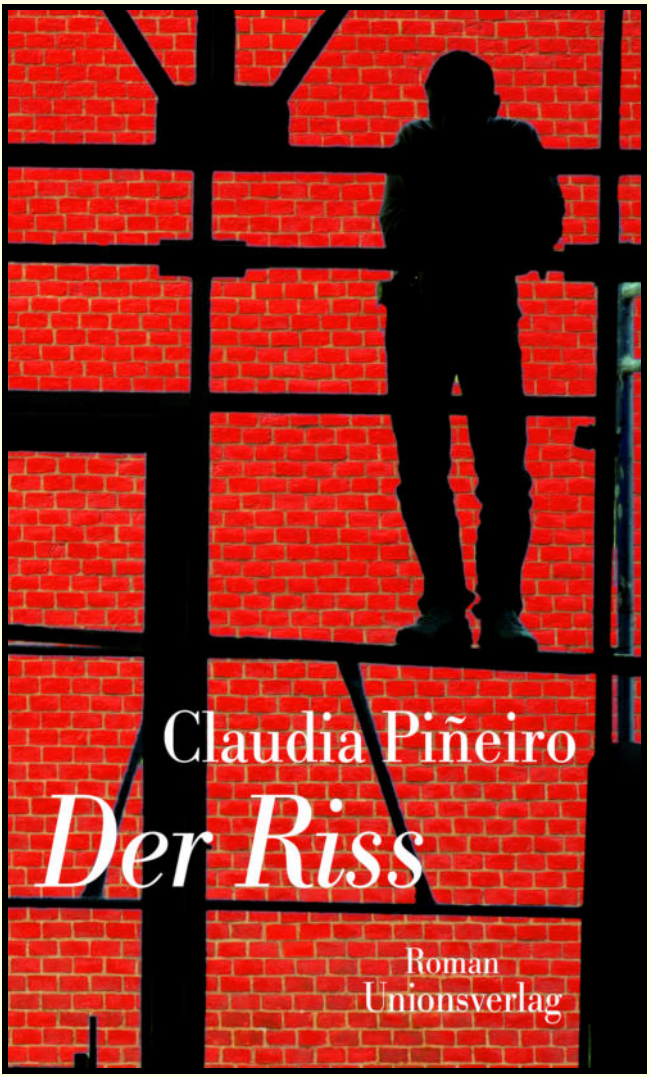
Kater Pitu erzählt uns aus seinem Leben mit Mama „Haselmaus“, ihren beiden Kindern und Mamas unsympathischen, katzengegnerischen Freund. Zum Glück nennt Pitu den Neufundländer Odin, der in der Nachbarschaft lebt, seinen Freund; außerdem betet er heimlich eine Siamkätzin an.

Pitu erzählt von dem grässlichen Trockenfutter, das ihm vorgesetzt wird, von dem herrlichen Tunfisch, den es nur zu selten gibt, von Mondscheinsonaten und Dachkonzerten und überhaupt allem, was einen Kater so bewegt.

MiezVerständnisse ist ein amüsantes kleines Buch über das Leben aus Katzenperspektive: Pitu versteht nicht alles richtig, wie der Leser bald bemerkt, aber er hat zu allem eine feste Meinung, wie es sich für einen Kater mit starkem Charakter gehört. Das Buch eignet sich für Katzenfreunde, zum Vorlesen und zum Selberlesen; die

wundervollen Illustrationen von Olena Klejman stellen das Sahnetüpfelchen dar.

Die Autorin Caren Hodel nennt, wie man aus dem Nachtrag erfährt, einen Kater namens Pitou ihr eigen, womit ihr tiefgehendes Katzenverständnis erklärt ist.


Claudia Piñeiro
Der Riss
Roman
Unionsverlag

Claudia Piñeiro [1960–]

Der Riss
***(Las grietas de Jara,* 2009)**
Unionsverlag (HC 254 S./€ 19,90)
Zürich 2011
Aus dem argentinischen Spanisch von Peter Kultzen
Genre: Kriminaldrama

Auch wenn Marta Pablo Simós Aufmerksamkeit in Beschlag nimmt, ist es inzwischen nicht mehr so wie früher: Nicht dass Pablo nicht wollte, aber seit einiger Zeit – wie lange schon, sagt er sich lieber nicht – findet das Vergnügen, sich vorzustellen, sie gebe sich ihm hin, jedes Mal mittendrin ein jähes, ja gewaltsames Ende. Früher war das nicht so, da träumte er den ganzen Tag von Marta, und bei diesen Träumereien bestimmte er über sie, er zog sie aus, küsste sie, streichelte sie. Da er allerdings keinen Grund ausfindig machen konnte, weshalb er sich jemals von Laura trennen sollte, stellte er sich stattdessen einfach vor, Laura stürbe –

schließlich sterben wir alle irgendwann einmal. (S. 10)

Pablo Simó arbeitet in Buenos Aires in dem Architekturbüro Borla & Compagnons; neben dem Chef Mario Borla und der von Pablo angeschwärmten Architektin Marla Horvat ist dieser der dritte Mitarbeiter. Natürlich spielen sich seine Annäherungen an Marla nur in der Phantasie ab, denn Pablo ist vielleicht nicht übermäßig glücklich, aber fest und sicher verheiratet mit Laura und hat eine pubertierende Tochter namens Francisca – Tagträumen ist ihm jedoch wichtiger als die eigentliche Arbeit.

Pablos Leben geht Tag für Tag den gleichen Gang, bis sich unerwartet eine junge Frau im Büro meldet und fragt, ob man hier vielleicht einen gewissen Nelson Jara kennt.

„Entschuldigen Sie, ich bin auf der Suche nach Nelson Jara …“ Die junge Frau gibt sich nicht so schnell geschlagen.

Architekt Borla taucht als Erster wieder in der Gegenwart auf und fragt: „Wie war der Name?“

„Nelson Jara“, sagt die Frau noch einmal.

„Sagt mir nichts“, erwidert Borla. Und fragt dann ihn, Pablo Simö: „Sagt dir das was, Pablo? Nelson Jara, ist dir der Name schon mal untergekommen?“

Borla wartet auf die verabredete Antwort – „Nee, nie gehört“ –, aber da kann er lange warten. Pablo sagt weder das noch sonst etwas, er schweigt; bis dahin hat er Borla folgen können, bis zu dem Augenblick, in dem dieser seinen Part zu Ende gesprochen hat, aber – und da kann Borla ihn noch so eindringlich ansehen – jetzt bringt er kein Wort mehr hervor. Wie sollte er auch so tun, als wüsste er nicht, was, wie Pablo weiß, auch Marta weiß, und Borla ebenso: dass Nelson Jara nämlich tot ist und seine Leiche sich im Eingangsbereich befindet, mehrere Meter unterhalb der Fliesen, auf denen ständig jemand unterwegs ist, sie drei zum Beispiel, wenn sie wie jeden Tag das Bürogebäude betreten oder wieder verlassen; genau genommen liegt die Leiche unter dem Betonboden der Tiefgarage, eben

> dort, wo sie Nelson Jara in jener Nacht vor drei Jahren begraben haben. (S. 15)

Nein, diesen Namen hat man im Architekturbüro noch nie gehört, beteuern alle Drei aufrichtig. Sie können ja auch schlecht zugeben, dass sie Jara sehr wohl kennen und ihn vor drei Jahren im Betonboden einer Tiefgarage begraben haben.

Freilich, Jara hat sein Schicksal mehr als verdient. Tagtäglich hat er einen sich angeblich stetig verbreiternden Riss in seiner Wohnung fotographiert und ist damit dem Architekturbüro auf die Nerven gegangen. Man kann doch schließlich nicht Zeit und Geld wegen eines völlig belanglosen Risses vergeuden, wenn gerade ein wichtiges Bauprojekt ansteht.

Die junge Frau geht, und Borla sagt, man müsse sich keine Sorgen machen; auch Marla stößt ins gleiche Horn. Insgeheim schieben die Beiden aber volle Panik. Der einzige, der die Ruhe bewahrt, ist Pablo – und Pablo hat einen Plan, wie er sich nicht nur für die vielen Demütigungen in dieser Firma rächen, sondern auch noch seinen

Herzenswunsch, den Bau eines elfstöckigen Hochhauses, verwirklichen kann.

Ja, es gibt in *Der Riss* einen unnatürlichen Todesfall, aber insgesamt handelt es sich bei dem Werk eher um ein Psychodrama als um einen Krimi. Claudia Piñero arbeitet die Charaktere ihrer Figuren durch deren Worte und Taten langsam aber prägnant heraus, geziert mit einem leichten Anflug von Ironie.

Ben Aaronovitch
Die Meerjungfrauen von Aberdeen
SPIEGEL Bestseller
Roman
dtv

Ben Aaronovitch
Peter Grant 10: Die Meerjungfrauen von Aberdeen
***(Stone and Sky,* 2025)**
dtv (PB 416 S./€ 17,00)
München 2025
Aus dem Englischen von Christine Blum
Genre: Phantastik

Alles fing an, als Dr. Brian Robertson, Allgemeinmediziner im Ruhestand und begeisterter Hobbyumweltforscher mit erklärtem Hang zu Kryptiden, ein paar Kilometer westlich von Mintlaw in Aberdeenshire auf ein totes Schaf stieß.

Nun sind Schafe weithin bekannt für ihr Talent, sich selbst mit äußerst kreativen Methoden ins Jenseits zu befördern, daher interessiert ein totes Schaf normalerweise niemanden bis auf den verärgerten Besitzer, der sich fragt, ob man es nicht irgendwo heimlich verschwinden lassen kann, um sich die Kosten für die Tierkadaverentsorgung zu sparen.

Doch dieser Todesfall war selbst nach Schafstandards absonderlich. Die ge-

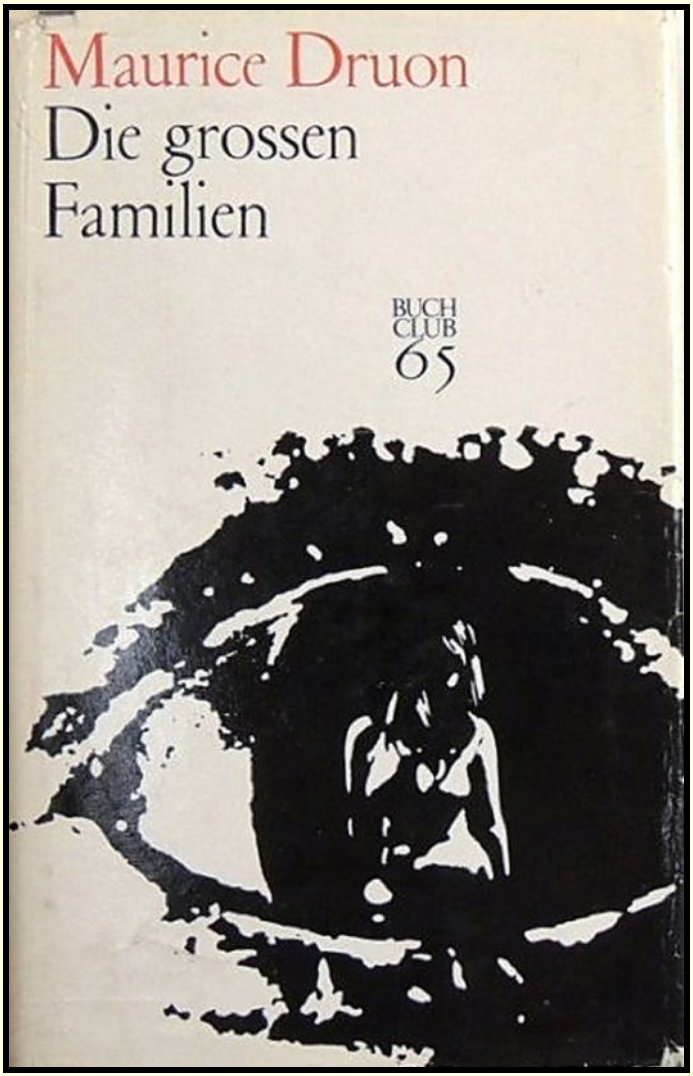
> naue Ursache war schwer zu bestimmen, weil Gedärme und Organe in ziemlich weitem Umkreis verteilt waren, aber für Brian sah es so aus, als hätte sich etwas im Bauch des Schafs verbissen. Etwas, dessen Maul in Größe und Durchschlagskraft ungefähr einer Bärenfalle entsprach. (S. 9)

In Aberdeenshire wird ein totes Schaf mit Bisswunden gefunden, die so groß sind wie eine Bärenfalle. Hier war offenbar ein Kryptide, ein übernatürliches Wesen, von denen es in dieser Version von England nur so wimmelt, am Werk.

Das ist ein Fall für den übersinnlich begabten Polizisten Peter Grant, der zuvor schon neun spektakuläre Fälle gelöst hat. Warum auch seine Eltern, seine Frau und seine Kinder mit nach Aberdeen fahren müssen, erschließt sich nicht ganz, aber offenbar ist die ganze Familie sehr anhänglich veranlagt.

Doch es gibt in Aberdeen noch weitere Vorkommnisse, zum Beispiel der Fund eines ermordeten Meermannes.

Die Meerjungfrauen von Aberdeen ist eine weitere Folge der überaus beliebten Phantastik-Reihe um den braven Londoner Polizisten Peter Grant.


Maurice Druon
Die grossen Familien
BUCH CLUB 65

Maurice Druon (Maurice Druon de Reyniac, 1918–2009)

Die großen Familien 1: Die großen Familien
***(Les grandes familles*, 1948)**
Volk und Welt (HC 408 S./M 9,80)
Berlin 1965
Aus dem Französischen von Lotte Frauendienst
Genre: Drama

Der große Krieg war seit zwei Jahren zu Ende. Paris war strahlend wiederauferstanden, Herz und Mittelpunkt der Welt. Zu keiner anderen Zeit vielleicht hatten sich Geschäfte und Ideen so spielend entwickelt wie gegen Ende des Jahres 1920. Niemals hatte es einen solchen Überfluß an Geld, Luxus, Kunstwerken, Büchern, großen Worten, erlesenen Gerichten und Weinen, nie soviel Prunk und Phantasterei gegeben. Doktrinäre aus der ganzen Welt verkündeten in den Cafes links der Seine mit viel Stimmaufwand Wahres und Widersinniges und hielten im Kreise von geistreichelnden Müßiggängern, von

> Ästheten, ewigen Hetzern und vorübergehend Aufgehetzten jede Nacht den größten und erstaunlichsten Jahrmarkt der Intelligenz ab, den die Welt je erlebt hatte. Minister und Diplomaten aus allen Staaten und Königreichen drängten sich bei den festlichen Empfängen in dem vornehmen Viertel am Bois de Boulogne. Der kaum gegründete Völkerbund hatte als ersten Versammlungsort den Salon l'Horloge gewählt und von da aus der Menschheit eine Ära des Glücks versprochen. (S. 19f)

Im Jahr 1920 blüht Paris wieder auf, die Wirtschaft erholt sich, die Unternehmer sind begeistert.

> Paris war mehr denn je eine dem Erfolg hörige Gemeinschaft. Höchstens zwanzigtausend Personen teilten sich in stetem Wechsel Macht und Reichtum, Gunst und Talent. Sie glichen fast den Perlen, die damals sehr en vogue waren und gleichsam ihr Symbol darstellten: es gab echte und gezüchtete, falsche und extravagante. Der Glanz der einen

> trübte sich in wenigen Monaten, indes der Marktwert anderer von Tag zu Tag stieg. Vor allem aber hatte unter den Zwanzigtausend nicht einer die harte Klarheit, den lauteren, scharfen Glanz des Edelsteins; sie alle schimmerten trübe und milchig und waren undurchsichtig wie die Erzeugnisse des Meeres. (S. 19f)

Es muss ja nicht unbedingt allen zwei Millionen Parisern geht gehen, denn es reicht ja schon, wenn es den wohlhabendsten Zwanzigtausend an nichts fehlt.

Zwei bedeutende Familien stehen im Fokus der Betrachtung: Da sind einmal die de la Monneries, zu denen der hochgerühmte Dichter Jean de la Monnerie gehört, der alle Auszeichnungen trägt, die Frankreich zu vergeben hat. Und da sind die Schoudlers, deren Ältester, Baron Siegfried Schoudler, eine Zuckerfabrik, eine Bank und eine Zeitung gegründet hat, die allesamt ordentlichen Gewinn abwerfen; momentan regiert sein Sohn Noël Schoudler, das Unternehmen. Die beiden Familien sind durch eine Hochzeit verbunden, und zwar von Jean de

la Monneries Tochter mit Noël Schoudlers Sohn François; aus der Ehe ist ein kleiner Sohn namens Jean-Noël hervorgegangen.

> Plötzlich, kurz nach zehn, setzte sich der Dichter halb auf. Seine Hand krallte sich in das Bettuch, griff nach Simons Hand und hielt sie fest. Das Gesicht war bleich geworden. Das schielende Auge starrte Simon an, schien ihn aber nicht zu sehen. Es war, als schritte der Sterbende auf einen Abgrund zu, ohne stehenbleiben zu können. Dann kam aus der Kehle ein Geräusch, wie wenn ein Pumpenventil abgestellt wird, und der Kopf sank nach hinten. (S. 43)

Hier stirbt gerade der Dichter, und auch der greise Siegfried wird nicht mehr lange zu leben haben. Aber Noël hat nicht nur die Unternehmen, sondern auch die weitverzweigte Familie fest im Griff – ausgenommen ungustiösen Lucien Maubland, Stiefbruder des Dichters, der leider einen Teil der Aktien geerbt hat und alles tut, Noël das Leben schwer zu machen. Verschlimmernd kommt hinzu, dass nach einer Ame-

rikareise von Noël François die Geschäfte der Zeitung Echo du Matin führen durfte und eine Reihe dem Vater wenig zuträglicher Änderungen vorgenommen hat. Noël lässt François dennoch weiterhin freie Hand, damit er aus seinen Fehlern lernen kann; doch als François finanziellen Schiffbruch erleidet und der zuerst so hilfreich erscheinende Lucien den versprochenen Zuschuss verweigert, erschießt sich der Sohn. Noël bleibt noch sein Enkel als Erbe, während Lucien in einer Irrenanstalt endet. Nachfolger von François soll der treue Angestellte Simon Lachaume werden, der zu diesem Zweck in die Familie Schoudler einzuheiraten hat.

Die großen Familien ist ein naturalistischer Roman in der Tradition von Émile Zola und geißelt die Auswüchse des Kapitalismus. Leider ist das Werk ein wenig betulich ausgefallen.

Allerdings gibt es dazu eine grandiose Verfilmung von Denys de La Patellière (1921–2013) aus dem Jahr 1958 mit Jean Gabin (1904–1976), der als Noël Schoudler glänzt. Denys de La Patellière und Michael Audiard, die Verfasser des Drehbuchs, ha-

ben die Handlung in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg verlegt und die Spannung mit einer ungeheuerlichen Börsenspekulation, die Noël fast an den Abgrund führt, am Schluss aber als strahlenden Sieger dastehen lässt, gefördert.

MARA RUTHERFORD
SCHLOSS
DER
LÜGEN

Mara Rutherford
Schloss der Lügen
***(A Multitude of Dreams*, 2023)**
Arctis (HC 430 S./€ 23,00)
Zürich 2025
Aus dem Englischen von Claudia Max
Genre: Fantasy

Eldridge Hall war auf Lügen gebaut.

Seraphina stand am Sims des einzigen Fensters in der obersten Kammer des höchsten Schlossturmes, wo es sogar an den windstillsten Tagen zog. Doch selbst das Fenster war eine Lüge – vor Jahren war es in aller Hast mit Brettern vernagelt worden, und ein Fenster, durch das man nichts sah, war eben nur eine weitere Wand. Jeden Augenblick würde die Ebenholzuhr im Großen Saal drei dröhnende Schläge von sich geben und ein weiteres verschwenderisches Mahl ankündigen, das sich das Königreich nicht leisten konnte.

Die tatsächliche Uhrzeit spielte kaum noch eine Rolle; der Uhrmacher war schon vor Jahren an der Mori Roja gestorben, und falls es noch jemanden

> außerhalb des Schlosses gab, der sie reparieren konnte, würde der König niemals die Gesundheit seiner geliebten jüngsten Tochter aufs Spiel setzen, um denjenigen zu finden.
>
> Als Seraphina die Treppe zum Speisesaal herunterstieg, summte sie die Melodie eines Kinderliedes aus der Zeit bevor die Pest die Stadt erreichte. Am Königshof wurde sie als Mori Roja bezeichnet, doch jenseits der Schlossmauern nannte man sie die Blutigen Drei. (S. 9)

Das Schloss Eldridge Hall liegt im Königreich Goslind, das seit vier Jahren von der Krankheit Mori Roja heimgesucht wird, an der alle Erkrankten, von wenigen Immunen abgesehen, sterben. Daher ist das Schloss seither von der Außenwelt abgeschnitten; niemand darf hinaus oder herein. Wie die Versorgung mit Nahrungsmitteln funktioniert, ist auch für die Schlossbewohner ein Geheimnis.

Hier lebt der König mit seinen vier Töchtern Imogen, Rose, Giselle und Nina. So

scheint es wenigstens, denn am Hof gibt es zahllose Lügen und Geheimnisse.

> Ihr Name lautete Seraphina Blum. Sie war eine Jüdin, die die Pest nur überlebt hatte, weil sie ein hübsches Mädchen mit traurigen Augen war, das zufällig einer toten Prinzessin ähnelte.
>
> Und das war die schönste Lüge von allen. (S. 21)

Imogen ist nicht Imogen, denn die Prinzessin ist schon vor Jahren gestorben. Ihre Rolle wird von einer Doppelgängerin, Seraphina Blum, gespielt, damit der seines Geistes ohnehin nicht mehr sonderlich mächtige König nicht auch noch den Rest seines Verstandes verliert.

Aber eines Tages hält Seraphina das Schauspielern nicht mehr aus und flüchtet aus dem Schloss, um zusammen mit dem frischgekürten Totengräber Nico Mott zu versuchen, alle des Reiches Geheimnisse aufzuklären. Doch die Welt außerhalb des Schlosses ist gefährlicher, als Seraphina es sich vorgestellt hat, und das nicht nur wegen der Pest.

Schloss der Lügen ist ein origineller Fantasyroman, der neue Ideen und Konzepte in das alt und konservativ gewordene Genre einbringt.

JOHN LE CARRÉ
Krieg im Spiegel
Thriller
Roman vom Autor des Weltbestsellers DER SPION, DER AUS DER KÄLTE KAM
BASTEI LÜBBE

John le Carré (David John Moore Cornwell, 1931–2020)

Krieg im Spiegel
***(The Looking Glass War*, 1965)**
Bastei-Lübbe 10 253 (TB 352 S./DM 7,80)
Bergisch Gladbach 1983
Aus dem Englischen von Manfred von Conta
Genre: Spionagethriller

Taylor starrte in die Nacht hinaus. Von der Maschine war nichts zu sehen. Er wartete, während seine Angst wuchs. Es war wie der Weltuntergang, dachte er, da draußen schien die verdammte Welt unterzugehen. Angenommen, Lansen machte Bruch. Angenommen, sie fanden die Kameras. Jetzt wünschte er, ein anderer hätte die Sache übernommen. Woodford zum Beispiel. Ja, warum hatte es nicht Woodford selbst übernommen? Oder wenigstens den überschlauen Universitätsknaben Avery geschickt? Der Wind wehte kräftiger. Er hätte schwören können, daß der Wind viel stärker geworden war. Taylor sah es an der Art, wie er den Schnee auf-

> wirbelte und über die Landebahn trieb, wie er an den Signallampen rüttelte, weiße Schneefahnen in die Höhe trieb und sie wie verhaßte Gebilde wieder beiseitefegte. Eine Sturmbö schlug plötzlich gegen das Fenster und ließ ihn erschreckt zurückfahren. Eiskörner prasselten gegen die Scheibe, und das Holz des Fensterrahmens knarrte. Wieder sah er auf die Uhr. Diese Geste war Taylor zur Gewohnheit geworden. Es schien ihm das Warten leichter zu machen. (S. 17)

Wilf Taylor wartet auf ein englisches Flugzeug, das wegen widriger Wetterverhältnisse auf einem kleinen Flughafen südliche von Rostock landen muss. Der Kapitän Lansen ist bestochen, während des Fluges mit einer versteckten Kamera Aufnahmen von Ostdeutschland zu machen, die er an Taylor übergeben soll, was schließlich auch gelingt.

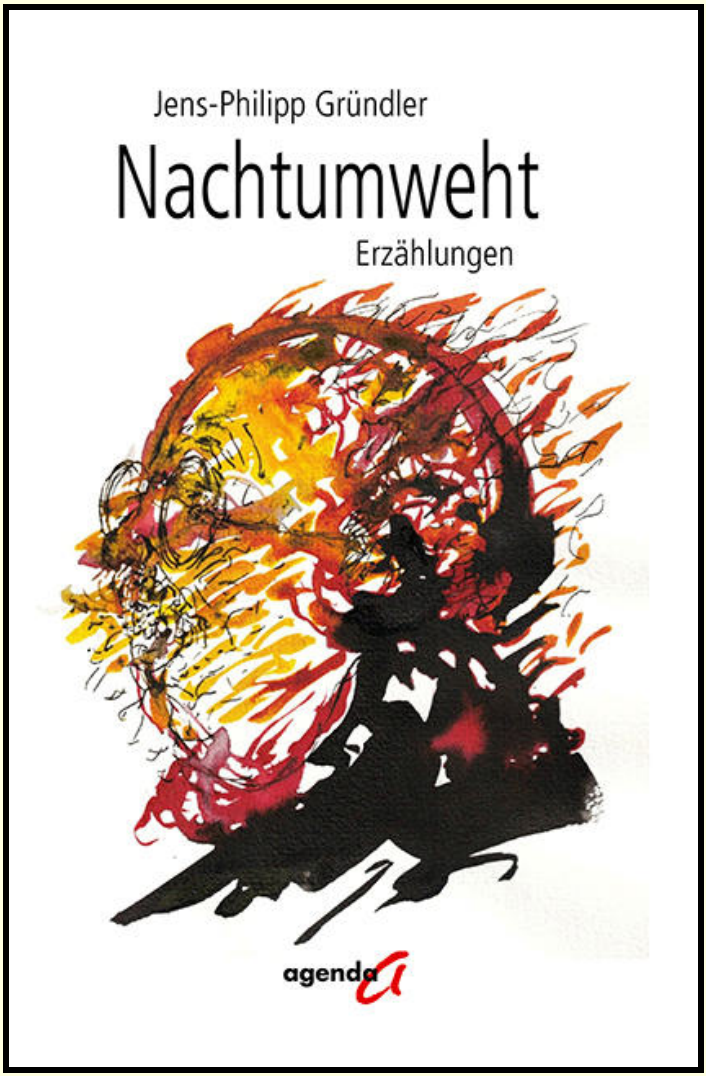
> Das Auto schleifte ihn einige Meter weit mit und warf ihn dann zur Seite, tot auf die leere Straße: ein steifer, zerstörter

> Körper am Rande der Einöde. Dann erfaßte ein plötzlicher Windstoß den neben ihm liegenden Hut und trug ihn über den Schnee. Die Fetzen seines Wettermantels flatterten im Wind und haschten vergeblich nach der Zinkkapsel, während sie langsam zum gefrorenen Straßenrand rollte, um dann müde über die Kante des Abhanges zu verschwinden. (S. 29)

Offenbar sind Taylors Aktivitäten beim russischen Geheimdienst nicht unentdeckt geblieben, denn er fällt unvermutet einem Autounfall zum Opfer. Nun liegt es an dem englischen „Department“, einen Nachfolger für Taylor zu finden, denn die Angelegenheit ist von größter Wichtigkeit: Ein kommunistischer Überläufer hat berichtet, dass in Ostdeutschland das russische Raketenarsenal aufgestockt werden soll, und der englische Geheimdienst versucht nun, die Information zu verifizieren.

John le Carré berichtet in *Krieg im Spiegel* sehr authentisch von der Arbeit der Geheimdienste zur Zeit des Kalten Krieges. Dass die Russen westliche Spione töten an-

statt sie zu verhaften, Informationen aus ihnen herauszupressen und sie schließlich auszutauschen, ist zwar ungewöhnlich, kam aber gelegentlich durchaus vor.


Jens-Philipp Gründler
Nachtumweht
Erzählungen
agenda

BUCHBESPRECHUNG
Von den Grenzen der Wahrnehmung

Dr. Annette Rümmele

Jens-Philipp Gründler
Nachtumweht
Erzählungen
Illustriert mit Aquarell-Tusche Zeichnungen von Michael Blümel
agenda Verlag
2025
124 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-89688-907-2

Der Titel lässt Geheimnisvolles erwarten und erschließt sich im Detail erst im Verlauf der Lektüre. „Nachtumweht“ lässt Raum für eigene Vorstellungen in der eige-

nen Wahrnehmungswelt. Nachts wird geliebt, verprügelt, geträumt, gemordet, im „Normalfall“ geschlafen. Die Nacht verschleiert und lässt vermeintlich reale Welten in Dämmerung und Dunkelheit versinken.

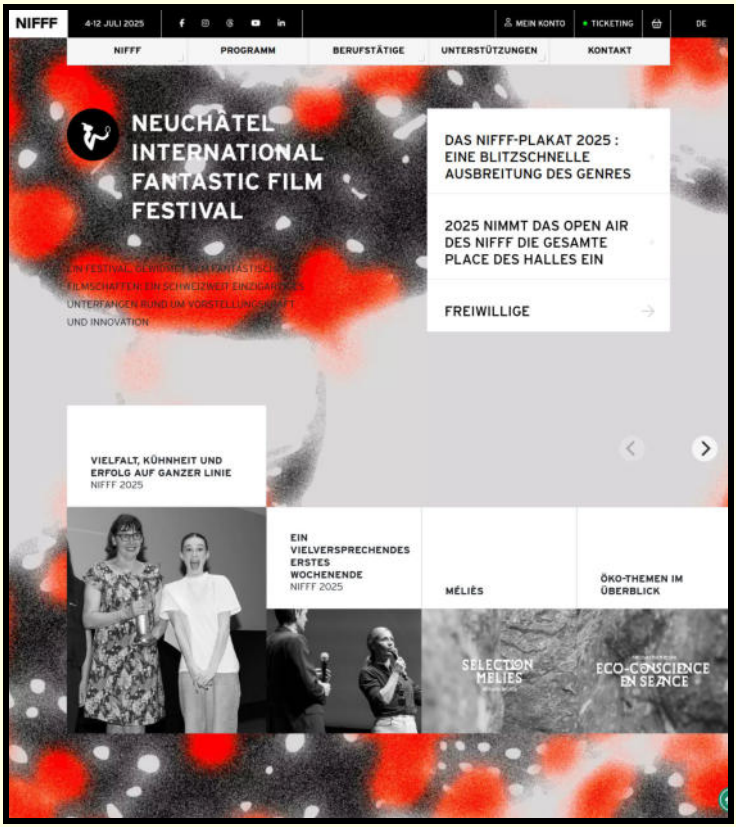
Jens-Philipp Gründler gelingt fantastisch, diesen Titel auf seine geschilderten Charaktere, auf handelnde, wahrnehmende Figuren zu übertragen und diese in scheinbaren Zwischenwelten lebendig werden zu lassen. Gründlers Kurzprosa ist geprägt von philosophischen und existenziellen Fragen, die immer wieder Antworten auch im Transzendentalen suchen. Die mitreißend geschilderten Schicksale leben, ja überleben den täglichen Exitenzkampf und bewegen sich am Rand der Mainstreamgesellschaft. Gründler interessieren die Minderheiten, die Nichtbeachteten, die Ausgestoßenen und lässt sie mal humorvoll, mal tragisch agieren. Überzeugend, dabei unaufdringlich dargestellt, ist die Heilkraft der Liebe! Ob Cynthia es schafft, ihren einstigen Peiniger durch die Liebe in die Knie zu zwingen oder ob im „Jüngsten Tag“ ein radikales Statement zur Liebe abgegeben wird – es er-

zeugt ein Schmunzeln und ein Wohlbehagen angesichts der Gräuel, die in der realen Welt vermittelt werden. So kann auch „No future – no past“ trösten. Eine meiner Lieblingsgeschichten.

In der zentralen Erzählung „Das zweite Gesicht“ wird der Titel zum Programm. Mit der Geschichte des langen Lebens der einflussreichen Künstlerin Elvira Seel, einer außergewöhnlichen Frau mit Tiefgang und Herz, greift Jens-Philipp Gründler ein Tabuthema auf: Die unselige Geschichte der mörderischen Behandlungen in der Psychiatrie in der Nazizeit und ihrer Entwicklung bis heute. Diese essayistische Erzählung rüttelt auf und sollte im Gedächtnis bleiben. Gründler versteht es überzeugend, die Wahrnehmungswelt Elviras zu schildern und diese in notwendige Erkenntnisse zu übersetzen. Elviras Ausdruck ist die Kunst und die Literatur, mit der sie *unbeirrt* an die Öffentlichkeit tritt und damit erfolgreich ist. Ein kleines Wunder, wurden und werden die psychiatrisch Kranken doch als Außenseiter, als nicht in dieser Welt lebend wahrgenommen und behandelt.

Michael Blümels beeindruckende Zeichnungen ergänzen und begleiten diese Geschichten kongenial, denn auch sie erschließen sich nicht auf den ersten Blick. Man muss genau hinschauen, wie auf die Charaktere, die Jens-Philipp Gründler zum Leben erweckt. Auf den ersten Blick dunkel, undurchsichtig, nicht durchschaubar – wie die Figuren der Zwischenwelten. Und dann doch voller Hoffnung und Farbe, wie die wunderbare Geschichte „Das Herz-Sutra“, die eine (Er-) Lösung erahnen lässt. Mag sein, dass manche der geschilderten Figuren undurchsichtig, im Verborgenen agieren, doch gerade deshalb bleiben die Geschichten nachtumweht.

Genau darin liegt ihr Charme und ihr Geheimnis.


NIFFF
4-12 JULI 2025
MEIN KONTO
TICKETING
DE
NIFFF
PROGRAMM
BERUFSTÄTIGE
UNTERSTÜTZUNGEN
KONTAKT
NEUCHÂTEL INTERNATIONAL FANTASTIC FILM FESTIVAL
DAS NIFFF-PLAKAT 2025 : EINE BLITZSCHNELLE AUSBREITUNG DES GENRES
2025 NIMMT DAS OPEN AIR DES NIFFF DIE GESAMTE PLACE DES HALLES EIN
FREIWILLIGE
VIELFALT, KÜHNHEIT UND ERFOLG AUF GANZER LINIE
NIFFF 2025
EIN VIELVERSPRECHENDES ERSTES WOCHENENDE
NIFFF 2025
MÉLIÈS
ÖKO-THEMEN IM ÜBERBLICK
SELECTION MELIES
ECO-CONSCIENCE EN SEANCE

NIFFF 2025

Was die Medizin im Unklaren lässt, aber der Weltraum umso menschlicher ist

Reportage

Achim Hättich

Die mittlerweile 24. Ausgabe des NIFFF – *Neuchâtel International Fantastic Film Festival* – konnte wieder einen neuen Besucherrekord feststellen, auf 43000 Zuschauer*innen. Ich hatte selbst den Eindruck, dass etliche Filmvorführungen ausverkauft waren. Da musste man früh genug erscheinen. Dabei hatte ich den Eindruck, dass ich einige Filme gar nicht dem Phantastik-Genre zuordnen würde.

Da wäre zum Beispiel Ari Asters neuer Film **Eddington** (USA/Finnland 2025), wo ein Sheriff sich in der ersten Coronazeit dagegen wehrt, eine Maske zu tragen. Er bewirbt sich als Bürgermeister, schaltet aber seine Konkurrenten brutal aus. Gut diskutiert wird, was Rassismus bedeutet, aber der Film ist mehr ein Neo-Western, dennoch stellt er die aktuellen amerikanischen Verhältnisse gut dar. Ebenfalls konnte ich nichts Fantastisches in **L'Engloutie** (Hémon, Louise; Frankreich 2025). Eine Lehrerin verbringt den Winter in einem abgelegenen Dorf, es gibt durchaus Bizarres, in Handlungen und Personen. **L'Engloutie** ist fast ein Dokumentarfilm, beeindruckt durch das dörfliche, schneegetränkte Setting, was eine gute Atmosphäre erzeugt. Auch die damalige Zeit des 19. Jahrhunderts ist gut wiedergegeben. **The Rule of Jenny Pen** von James Ashcroft (Neuseeland 2024) handelt von einem Richter, der nach der Urteilsverkündung zusammenbricht, in ein Pflegeheim kommt, dort mit verschiedenen Personen konfrontiert wird, darunter einem, der immer mit einer Puppe hantiert, die jedoch nur als Accessoire dient, obwohl sie

jene ist, die im Filmtitel auftaucht. Lobenswert ist die Darstellung des Lebens in einem Pflegeheim.

Bei den Filmen des internationalen Wettbewerbs stechen zwei heraus, beide aus Osteuropa, ehemalige Sowjetrepubliken, und beide Science-Fiction und gesellschaftlich relevant. In **Ti ye vsesvitom** (Ostrikow, Pawlo; Ukraine 2024) explodierte die Erde, weil zu viel der Mensch Atomkraft viel zu stark benutzt hat. Astronaut Andriys bringt den radioaktiven Abfall zu einem Jupitermond und hat Glück, dass er der einzige Überlebende ist. wenn sich da nicht sich Caroline vom Saturn gemeldet hätte. Sie kommunizieren miteinander, Andriys verliebt sich in Caroline und versucht sie zu erreichen trotz zu Ende gehenden Energiereserven und 100 Millionen km Entfernung. Bis zum Filmende wird die Spannung aufrechterhalten, es ist ein rührender wie berührender Film mit etlichen Wendungen. Und das Publikum sowie die Jugend verlieh diesem Film zum Glück einen Preis. Leider ging der gleich hervorragende **Sasyq** (Telemissov, Yerden; Kasachstan 2025) leer aus, obwohl nach meinem Eindruck dieser Film

den meisten Applaus erhielt, das Publikum war euphorisch. Der wegen traumatischer Ereignisse obdachlose Sadyk möchte sich am liebsten umbringen. Dann strandet ein bemitleidenswerter Alien auf der Erde, um den er sich kümmert. Eine Verkäuferin, die Sasyk zuerst sehr negativ behandelte, freundet sich mit ihm an, der wahre Gegner ist der unbarmherzige Bürgermeister. Staatlich Institutionen werden in ein schlechtes Licht gestellt, die vorurteilslose Menschlichkeit in den Vordergrund. Und speziell das Spektrum von sauber und dreckig betrachtet, aber in einem anderen Sinn. Aliens kamen ebenso in **Touch me** (Heimann, Addison; USA 2025) vor, aber so primitiv, dass sie fast nicht als Aliens erkennbar sind. Diese zwei wollen die Erde retten, aber haben nur tanzen, Gewalt und Sex im Kopf. Zumindest lustig, aber das war es schon. Gut war hingegen **The Thing with feathers** (Southern, Dylan; Grossbritannien/Schweden 2025): ein alleinerziehender Vater hat es alles andere als einfach, eindrücklich dargestellt. Da besucht ihn eine überdimensionierte Krähe, die wie ein zweites ich wirkt. Überzeugen tun das Interieur wie

das Exterieur, es drückt Verzweiflung aus, durchaus soziale Probleme aufzeigend.

Die restlichen drei Filme, die ich gesehen habe, sind allenfalls grenzgängig phantastischer Natur. **Reflet dans un diamant mort** (Cattet, Hélène & Forzani, Bruno; Belgien/Frankreich/Luxemburg/Italien 2025). Der frühere Spion Jon reflektiert über sein Leben, was durch sehr viel surreale Aufnahmen durcheinandergewirbelt wird, was durchaus phantastischer Natur ist. sonst von der Anlage her eher ein Thriller. Wer an den visuellen Möglichkeiten des Kinos interessiert ist, wird Gefallen finden an diesem Abklatsch von **Fantomas. Alpha** (Ducournau, Julia; Frankreich/Belgien 2025) bekommt eine Tätowierung, aber ihre Mutter, selbst Ärztin, und auch andere denken, die sei ansteckend. Alpha wird darauf gemieden, vor allem blutet sie oft, was nichts mit einem Virus zu tun hat. **Alpha** ist durch Verlegenheit gekennzeichnet, der über zweistündige Film weiss nichts rechtes mit der Zeit anzufangen, selbst mit dem eigentlichen Thema. Mehr geht es um Alphas Beziehung zu ihrem drogenabhängigen Onkel, wer ist nun wirklich krank? Ebenfalls was

Medizinisches behandelt **Mother's Baby** (Moder, Johanna; Österreich/Schweiz/Deutschland 2025). Eine Privatklinik hilft einer Mutter, die Probleme hat, schwanger zu werden. Diese lösen das im Handumdrehen. Die Mutter hat allerdings den Eindruck, es sei nicht ihr Kind, stellt mysteriöses nach der Geburt fest. Die Klinik beschwichtigt optimistisch, der Ehemann unterstellt ihr Wahnsinn. Sie findet irritierendes heraus. Das Gute an **Mother's Baby** ist, dass er zeigt, dass man der Medizin nicht trauen darf, sie schaut nur darauf, was ihnen nützt, Patient*innen spielen keine Rolle. Hervorzuheben ist auch, dass andere vorbehaltlos der Medizin glauben, die darauf Andersdenkende als geistesgestört ansehen. Es wird mit einigem Zeit vergeudet, aber das eigentlich interessante wird ruckzuck beendet. Den H.R. GIGER "NARCISSE" AWARD FOR BEST FEATURE FILM gewann **La Tour De Glace** von Lucile Hadžihalilovic, erwähnt wurde **Que Ma Volonté Soit Faite** von Julia Kowalski, beide Filme sah ich nicht, schiene mit von der Beschreibung weniger interessant.

Im asiatischen Wettbewerb sah ich drei Filme **Sandāboruto Fantajī: Tōriken Yūki** (Urobuchi, Gen; Japan/Taiwan 2025) ist die Verfilmung einer Fernsehserie, für mich der schlechteste Film des Festivals. Dämonen wollen die Erde erobern, es gilt gegen sie zu kämpfen. Wer Action liebt ist gut bedient, ansonsten ein Film zum Vergessen, selbst wenn mit Puppen animiert, immerhin genuin phantastisch. Besser sind zwei andere Filme. **Dui Shaw** (Humayun, Nuhash; Bangla Desh 2025) ist sehenswert, zeigt ein Bild von Bangla Desh, wo vieles anders ist, aber auch vieles gleich wie im Westen ist. er beinhaltet vier Geschichten, Gangster, die Suizid begehen; ein Wahrsager, der viral geht; eine Ehefrau, die den Teufel trifft, ein kleines Mädchen, die eine Hexe trifft. Er zeigt gut die gesellschaftlichen Probleme von Bangla Desh. **Hachiban Deguchi** (Kawamura, Genki; Japan 2025) sah ich zuerst als Meisterwerk, der sehr gut begann, aber am Ende nachliess. Es war ein schwieriges Subjekt, ein junger Mann findet nicht in einer U-Bahnstation des Ausgang 8, kommt immer wieder an den gleichen Punkt, begegnet immer wieder dem

gleichen Mann. Wie häufig soll man so etwas zeigen, bevor es langweilig wird? Es wird durchaus variiert, aber nicht konsequent genug. Den Wettbewerb gewann **Rewrite** von Daigo Matsui.

Von den älteren Filmen sah ich **Evolution** (Hadžihalilovic, Lucile; Frankreich/Belgien/Spanien 2015), der den interessanten Gedanken hegt, dass Jungens Kinder bekommen. Ein merkwürdiger Film, wo man sich viel dabei denken muss, vieles offengelassen wird. Sehr ruhig erzählt, deswegen auch wenig Musik. Mehr hätte sicher drin gelegen, aber auch hier gibt es Zweifel an der Mutterschaft. Positiv überrascht hat mich **Yeogogoedam** (Park, Ki-Hyung; Südkorea 1998), der erste Film aus der Whispering Corridors-Reihe, der durch eine sehr gute, atmosphärische Inszenierung auffällt, richtig zum Gruseln. Mysteriöse Todesfälle an einer Schule, aber den Wert sozialer Kontakte betonend. **Yeogogoedam** nutzte die Lockerung der Zensur aus nach dem Ende der Militärdiktatur, kommentiert das harsche südkoreanische Bildungssystem, das sich wohl in seinem

Autoritarismus noch nicht so schnell löste von der Militärideologie.

Erneut ein gelungenes Filmfestival, sogar mit zwei Meisterwerken, und nur drei Filmen unterhalb des Sehenswerten. Interessant ist, dass etliche, der in Neuchatel gelaufenen Filme auch in Sitges laufen werden, selbst die, die ich kaum als phantastisch ansah wie **Alpha** und **Mother's Baby**, aber auch **The Thing with feathers** und **Hachiban Deguchi**. Auch sonst gibt es Gutes zu berichten: Die Kinos in Neuchatel liegen eng beieinander und es ist auch nicht weit bis zum idyllischen See. Ein Besuch lohnt sich also doppelt, nächstes Jahr vom 3.-11.7.2026.

JÄGERMEISTER
Erzählung

Michael Wiedorn

Ein Gebirge wirft sich ihm entgegen, leuchtend in der Sonne am Morgen. Es schlägt ihm ins Gesicht, daß er rot strahle am Morgen nach dem Tode des Hirsches, erschlagen vom Jäger zwischen den Schluchten im Gebirge. Undurchdringliches Schwarz in der Schlucht, gefangen gehalten von Felswänden. Der Jäger ist schuldig und wird von Furien gejagt. Sie stürzen sich auf ihn in den Nächten, den Behutsamen. In denen er zerschmettert zwischen den Felsen zu schlafen versucht. Raubvogelähnliche Gestalten rauschen mit ausgebreiteten Flügeln in verlassenen Nächten im Winde des Ge-

birges – tief aus dem Boden. Er träumt von der Schuld. Er liebt den ihn liebenden Hirsch aus dem Walde. Smaragdgrün strahlend in den Wipfeln, die sich in der Kuppel der tödlichen Nacht verlieren – riesig wie die Hallen einer Kathedrale der Verlassenheit. Der Jäger fühlt sich in der Weite, die ihn verlöscht, schweben. Ein zwergenhaftes Kind in den Gewölben des Bauches seiner Mutter. Die Nabelschnur blutet – verblutet in die weite Nacht des ihn umhüllenden, des ihn aussetzenden Waldes. Die Perle eines Tropfens löst sich vom Wasserhahn und fällt auf den kalten Kellerboden, dröhnend in der Weite des Ausgesetztseins. Der Hirsch erhebt sich in die Höhe, erhebt erhaben den Kopf – tausendfältig verzweigtes Geweih – in die rote Morgensonne.

Die Strahlen breiten sich aus. Er ist der Jägermeister. Der Hirsch ist der Jägermeister. Die Arbeiter in der Kneipe prosten sich zu und kippen mit in den Nacken geworfenen Schädeln das Gesöff in ihren Schlund, tief hinabführend in das Feuer unter der Erde, das den Hirsch vor Tausenden von Jahren geboren hat. Der Jäger erhebt sich in die Höhe, erhebt erhaben den Kopf und

nimmt einen Schluck aus seiner Feldflasche, gefüllt mit – ja, was wohl – mit Pfe□erminztee – flaschengrün wie die Wipfel des Tannenwaldes. Tot ist das Wetter unter der Käseglocke – gestülpt über den Gebirgswald mit seiner Schlucht, in der der zerschmetterte Jäger tot auf dem Kellerboden liegt.

Die Wassertropfen perlen vom Wasserhahn tief unter dem Hause unter der Kneipe mit den Jägermeister trinkenden Arbeitern. Totgrün zieht der Fluß mit dem vergessenen Blut des Himmels – gerächt von den Furien, die mit Flügeln und Krallen ihn griffen. Das Blut rächend im Grün beim Picknick – bestehend aus einem Laib Landbrot, einer Flasche Jägermeister, Salami. Die Familie freut sich am Sonntag im fichtengrünen Wald – bedrängt von Vögeln mit blutenden Stücken Fleisch im Maul. Der Sonntag geht vorbei. Man hört hoch im Gebirge – hoch im Hochwald nicht die Glocken vom Tale, tropfend als Hahn im Keller unter der Erde. Der Jäger schläft – träumend von den Vögeln, singend den Hirsch am Dache des Himmels – blau in den Höhen.

Illustration von Anikó Szabó

PICCIRILLI

Aus dem Spanischen von Vera Gerling

Erzählung

Fernando Sorrentino

Schon seit einiger Zeit sind meine Buchregale hoffnungslos überfüllt. Ich müßte neue anbringen lassen, doch sowohl Holz als auch Handwerkerstunden sind teuer, so daß ich diese Ausgaben lieber aufschiebe, um dringenderen Anschaffungen den Vorzug zugeben. Zunächst hatte ich daher auf eine vorübergehende Lösung zurückgegriffen: Ich legte die Bücher waagerecht und konnte so den wenigen Platz besser ausnutzen.

Bekannterweise sammeln sich zwischen Büchern – seien sie senkrecht oder waage-

recht aufgestellt – Staub, Ungeziefer und Spinnweben. Ich habe nun weder die Zeit, noch die Geduld, noch die Berufung, regelmäßig die notwendige Säuberung vorzunehmen.

Vor einigen Monaten beschloß ich an einem wolkenverhangenen. Samstag, endlich einmal alle Bücher nacheinander aus dem Regal zu nehmen, sie abzustauben und mit einem feuchten Tuch über die Bretter zu wischen.

In einem der untersten Regale fand ich Piccirilli. Trotz des Staubs in diesen Ecken sah er wie immer tadellos aus. Das merkte ich jedoch erst später. Zuerst hielt ich ihn nur für ein Stück Kordel oder Stoff. Ich hatte mich getäuscht: Er war schon von Kopf bis Fuß Piccirilli. Das heißt, ein richtiger kleiner Mann von fünf Zentimeter Größe.

Komischerweise wunderte es mich, daß er angezogen war. Es gab ja doch gar keinen Grund dafür, daß er nackt sein sollte, und die Tatsache, daß Piccirilli winzig ist, gibt uns nicht das Recht, ihn als Tier anzusehen. Also, genauer gesagt, überraschte mich gar nicht so sehr, daß er angezogen war, sondern vielmehr was er trug: hohe,

weitschaftige Stiefel, ein ausladendes Wams, ein aufgebauschtes Stickhemd, einen Federhut, einen Degen im Gürtel.

Piccirilli war mit seinem aufgezwirbelten Schnäuzer und dem Spitzbärtchen ein lebendiges und geschrumpftes Abbild D'Artagnans, des Helden von Die drei Musketiere, wie ich ihn von alten Abbildungen in Erinnerung hatte.

Also, warum nun taufte ich ihn auf den Namen Piccirilli und nicht auf D'Artagnan, wie es logisch gewesen wäre? Ich glaube vor allem aus zwei sich ergänzenden Gründen: Erstens fordert sein schmächtiger Körper nachgerade die kleinen I's in Piccirilli ein und sträubt sich demzufolge gegen die rohen A's in D'Artagnan. Zweitens hat Piccirilli, als ich ihn auf französisch ansprach, kein Wort verstanden, was mir bewies, daß er kein Franzose und somit auch nicht D'Artagnan war.

Piccirilli muß ungefähr fünfzig Jahre alt sein; sein Haar ist von einigen weißen Strähnen durchzogen. Ich schätze also sein Alter so, wie man es bei Menschen unserer Größenordnung macht. Nur weiß ich nicht, ob bei den geringen Ausmaßen Piccirillis

die Zeit gleiche Maßstäbe anlegt. Wenn man ihn so klein dastehen sieht, neigt man – vielleicht gänzlich ungerechtfertigt – zu der Ansicht, sein Leben sei kürzer und seine Zeit vergehe schneller als unsere, wie wir es auch von Ungeziefer oder Insekten glauben.

Aber wer kann das schon wissen? Und, selbst wenn es so wäre, wie ließe sich dann erklären, daß Piccirilli Kleidung aus dem 17. Jahrhundert trägt? Kann man annehmen, daß Piccirilli fast vierhundert Jahre alt ist? Könnte Piccirilli, dieses Wesen, das verschwindend wenig Platz einnimmt, Herr über eine solche Menge Zeit sein? Piccirilli, dieses so verletzlich scheinende Wesen?

Gern würde ich Piccirilli diese und andere Fragen stellen und sie mir von ihm beantworten lassen, und tatsächlich stelle ich sie ihm häufig und Piccirilli beantwortet sie mir tatsächlich. Nur kann er sich nicht verständlich machen, geschweige denn daß ich weiß, ob er meine Fragen versteht. Er hört mir gewiß ganz aufmerksam zu und beeilt sich, mir zu antworten, sobald ich zu Ende gesprochen habe. Mir zu antworten, ja, aber in welcher Sprache spricht Picciril-

li? Würde er doch in einer Sprache sprechen, derer ich nicht mächtig bin. Das Schlimme ist, daß er in einer Sprache spricht, die es auf der Erde nicht gibt.

Trotz seines Aussehens, das dem I so nahesteht, bildet das schwache Stimmchen Piccirillis nur solche Wörter, deren einziger Vokal das O ist. Da Piccirillis Stimme, so ausgesprochen hell klingt, hört sich dieses O natürlich fast an wie ein I. Dies ist zugleich nur meine Mutmaßung, denn Piccirilli hat nie ein I gesprochen, so daß ich auch nicht im Vergleich nachweisen kann, daß dieses O wirklich ein O ist oder womöglich irgendein anderer Vokal.

Mit meinen geringen Kenntnissen habe ich versucht herauszufinden, welche Sprache Piccirilli spricht. Die Versuche schlugen fehl; ich konnte lediglich eine unveränderliche Folge von Konsonanten und Vokalen feststellen.

Diese Entdeckung könnte von Wichtigkeit sein, wäre man überzeugt, daß Piccirilli tatsächlich eine Sprache spricht. Denn eine jede Sprache, sei sie auch noch so facettenlos und einfach, wird immer gewisse Ausmaße haben. Und was Piccirilli angeht, be-

schränkt sich sein ganzes Reden auf diesen einen Satz:

– Dolokotoro povosoro kolovoko.

Ich nenne ihn aus Bequemlichkeit Satz, denn wer kann schon wissen, was diese drei Wörter beinhalten. Wenn es überhaupt Wörter sind, wenn es überhaupt drei sind: Ich schreibe sie so, da ich diese Pausen aus der monotonen Rede Piccirillis herauszuhören glaube.

Soweit ich weiß, besitzt keine der europäischen Sprachen ein solches Lautbild. Über afrikanische, amerikanische oder asiatische Sprachen weiß ich überhaupt nichts. Das stört mich aber nicht, denn ganz offensichtlich ist Piccirilli, so wie wir, europäischer Herkunft.

Darum sprach ich ihn auf spanisch, englisch, französisch und italienisch an; darum versuchte ich einige Wörter auf deutsch. Und jedesmal antwortete das unveränderliche Stimmchen Piccirillis:

– Dolokotoro povosoro kolovoko.

Manchmal bringt Piccirilli mich auf, dann wieder habe ich Mitleid mit ihm. Es tut ihm ganz offensichtlich leid, sich nicht

mit uns verständigen zu können, um so eine Unterhaltung in Gang zu bringen.

Wir, das sind meine Frau und ich. Piccirillis Auftauchen hat unser Leben überhaupt nicht verändert. Ehrlich gesagt schätzen wir Piccirilli und haben diesen winzigen Musketier sogar liebgewonnen, der richtig mit uns ißt und der – wer weiß wo – einen auf seine Größe abgestimmten Hausrat aufbewahrt.

Wenn ich ihn auch nicht dazu bringen kann, meine Fragen zu beantworten, bin ich mir sicher, daß er weiß, daß wir *Piccirilli* zu ihm sagen, und er hat sich nicht dagegen gewehrt. Manchmal nennt meine Frau ihn zärtlich *Pichi*. Ich halte das für eine allzu große Vertraulichkeit. Natürlich bieten sich bei jemandem, der so winzig ist wie Piccirilli, solche Spitznamen und nette Verniedlichungen an. Andererseits ist er aber doch schon ein erwachsener Mann, womöglich vierhundert Jahre alt und es wäre eher angemessen, ihn *Herrn Piccirilli* zu nennen, wenn es auch sehr schwerfällt, einen so kleinen Menschen mit *Herr* anzusprechen.

Normalerweise ist Piccirilli adrett gekleidet und benimmt sich hervorragend.

Manchmal aber spielt er mit seinem Degen Fliegen oder Ameisen angreifen. Dann wieder setzt er sich in ein Spielzeugauto und ich führe ihn an einer Schnur durch die ganze Wohnung spazieren. Das sind seine seltenen Zerstreuungen.

Ob sich Piccirilli langweilt? Ob er allein ist auf der Welt? Ob er wohI Artgenossen hat? Wo mag er herkommen? Wann wurde er geboren? Warum zieht er sich wie ein Musketier an? Warum lebt er bei uns? Was sind seine Pläne?

Vergebliche, zahlIose Male wiederholte Fragen, auf die Piccirilli immergleich antwortet:

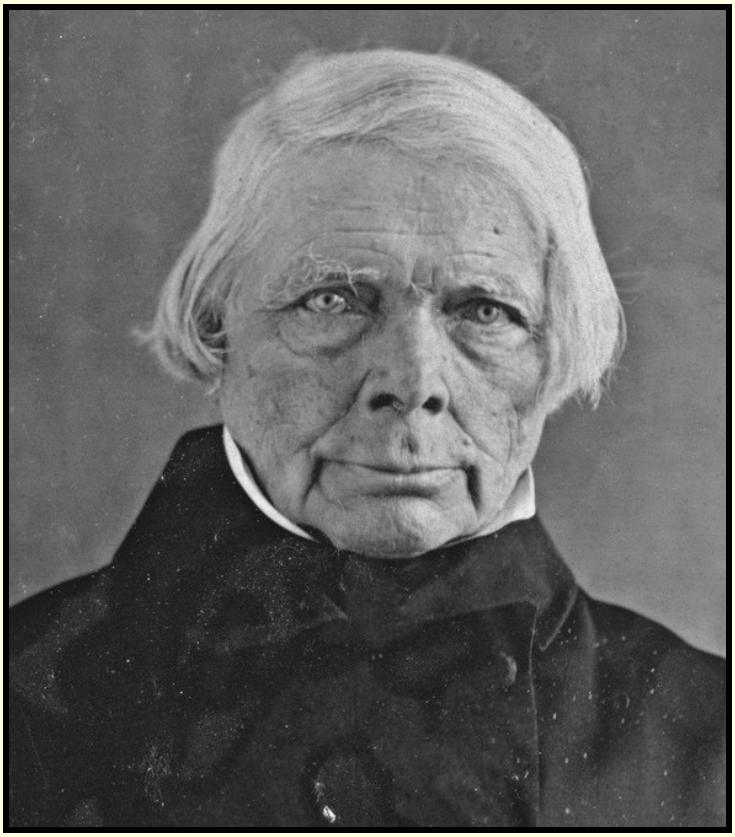
– Dolokotoro povosoro kolovoko.

So vieles würde ich gern von Piccirilli erfahren, so viele Geheimnisse wird er mit sich fortnehmen, wenn er stirbt.

Denn unglücklicherweise ist Piccirilli seit einigen Wochen sterbenskrank. Es war ein großer Schreck für uns, als er krank wurde. Schon bald merkten wir, daß es eine schwere Krankheit war. Wie sollten wir ihn heilen? Wer würde sich trauen, einen Arzt dieses Piccirilli genannte, winzige Wesen untersuchen zu lassen? Wie würden wir es

erklären? Wie etwas Unerlklärliches erklären, von etwas sprechen, das wir selbst nicht verstehen?

Ja, Piccirilli geht von uns. Und wir lassen ihn untätig sterben. Ich frage mich schon besorgt, was wir mit seiner kaum wahrnehmbaren Leiche machen werden. Mehr jedoch, unendlich mehr sorgt es mich, ein Geheimnis nicht erfahren zu haben, das ich in Händen hielt und das nun, ohne daß ich etwas dagegen unternehmen könnte, für immer verschwinden wird.



Friedrich Wilhelm Joseph Schelling,
ab 1808 Ritter von Schelling (1775–1854)

GOTT HEILT
Einstein 140
Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Levy, Joel: Paradoxien und Gedankenexperimente. Anaconda, Köln 2017.

– Poth, Christoph: Einsteins Universum ohne Urknall. Internet-Buch. Kostenlos ladbar unter: „Einsteins-Universum.com“.

– Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: System der Weltalter. Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 1998. Zitiert als „Weltalter“.

– Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: Philosophische Untersuchungen über das Wesen der Freiheit und die damit zusam-

menhängenden Gegenstände. Felix Meiner, Hamburg 1997. Zitiert als „Freiheit“.

– Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: Philosophie der Offenbarung. Suhrkamp TB Wissenschaft 181, Frankfurt am Main 1977. Zitiert als „Offenbarung“.

25. Nach Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775 – 1854) schaffen wir Gott denkend; Gott ist ein Sein, das durch uns und unser Denken beeinflußt oder gar geschaffen wird:

> „Hätte Spinoza eine lebendige Materie angenommen, welche von der denkenden durchschaut eben diese Anchauungen des Denkenden, die dieses an ihr erkennt, hervorbringt und wodurch auch eben dieses Denkende durch den verschiedenen Widerstand, den es in dieser Materie findet, so und anders bestimmt wird…“ (Schelling: Weltalter, S. 32 f)

Es gibt also eine höhere Macht, die nicht nur bei uns eingreift, sondern welche wir auch auf unsere Weise denkend und wün-

schend beeinflussen, selbst formen und schaffen können.

26. Nach Schelling ist die Schöpfung notwendig. Wir erfahren in der Philosophie immer wieder, daß Gott aktiv oder passiv ist. Er habe einmal die Welt geschaffen, jetzt ruhe er sich aus und tue nichts mehr. Indes aber, wie wir sahen, wenn wir uns an „ihn“, an Gott also, wenden, so schläft er keineswegs, sondern „er“ ist höchst aktiv und lebendig (uns unterstützend und helfend). In diesem Sinne gilt aber, was Schelling vermeldet:

> „Es frägt sich nemlich immer hiebei, ob denn der Entschluß Gottes zur Schöpfung nicht selbst ein nothwendiger gewesen sei – ? Und wir antworten mit Ja, denn der Entschluß gehört mit zur Natur Gottes.“ (Schelling: Weltalter, S. 37)

Das Weltall, Universum, ist also nicht zufällig vorhanden oder entstanden; Gott wirkt, weil er wirken muß; das ist sein Sein und seine Beschaffenheit: zu wirken. Entsprechend gibt es keinen Zufall, wir sind demnach auch nicht zufällig vorhanden, um un-

ter anderem der Sinnhaftigkeit Gottes nachzuspüren.

27. Wieder Schelling. Da ist etwas, und es ist, und es ist logischerweise auch in uns drinnen: Gott nämlich. Man bemerke, bitte, große Männer gehen alle von Gott aus. Also dürfen wir insofern billigerweisse selbst auch von uns aus gehen:

> „… das Sein … Dieses stellt sich dar als das seiner Natur nach nicht Erschaffene, rein ursprüngliche Seinkönnende… Es kann aus dem Centro nicht vertrieben werden … es ist das absolute Ansich, es ist das schlechthin Abgeschiedene, das eingenistet ist ehe wir es denken, dem nichts etwas anhaben kann – es ist das schlechthin Ursprüngliche: es ist der äußerste Punkt wo wir sagen müßten, es kann nur Gott selbst sein – : – es ist Gott selbst.“ (Schelling: Weltalter, S. 121)

Und nicht nur das, daß es da gewissermaßen außerhalb von uns etwas Allseiendes immer gab, gibt wie geben wird. Wir, darüber sinnend, insofern grübelnd, sind des-

gleichen vorhanden. Es liegt also nahe, wenn wir das unumgängliche Allseiende (Gott) unmittelbar auch auf uns beziehen. Wir, wenn auch zeitlich begrenzt, sind mitten drinnen. Oder, anders gesagt: Gott ist auch in uns drinnen. Schelling entsprechend weiter:

> „Dieser Gedanke ist dem Menschen unaustilgbar, daß Gott nicht nur der Herr des Seins, sondern auch der ursprünglich Seiende selbst ist. Dies ist das Urgefühl der Menschheit, der Gedanke dem alle Herzen schlagen. … Wir können sagen: Wir sind Seines (Gottes) Geschlechtes, wir sind sein Fleisch und sein Blut. … und alle tieferen und größeren Geister Deutschlands waren Spinocisten, Göthe, Herder, Lessing, Jacobi, denen alle anderen Systeme als hohles Geschwätz erschienen, eben weil ihnen dieser Urgedanke fehlt; und wenn solche großen Männer so genannt wurden, so dürfen wir uns wol so schelten laßen.“ (Schelling: Weltalter, S. 121)

Und in diesem Zusammenhang noch eines:

„Auch die rationelle Theologie stellte diesen Begriff von Gott auf, indem sie sagte, er sei das Nothwendigseiende, ens necessarium.“ (Schelling: Weltalter, S. 121)

28. Mit Schelling: Wo ist Gott?

„… Gott kann nicht vom Menschen laßen, der Mensch ist das Band der göttlichen Einheit, Gott wohnt im Menschen, und wenn der schwazhafte Lalande [französischer Astronom, 1732 – 1807] sagte, er habe Gott nirgends im Weltraum finden können, so sagte er ganz richtig, denn er suchte ihn nicht da wo er ist. Daraus läßt sich auch die Beständigkeit der allgemein menschlichen Annahme erklären von der Nothwendigkeit und Wirksamkeit des Gebetes. Das wahre Gebet ist eine Erinnerung und Wiederbestättigung des ursprünglichen Verhältnißes, die Erinnerung des geknüpften Bandes…“ (Schelling: Weltalter, S. 172 f)

Also, wo ist Gott? Wir entnehmen: „Gott wohnt [auch] im Menschen“!

Dort, in uns, ist „er“ also auch zu suchen. Und mehr noch, dort (in uns) ist „er“ mit Gewißheit aufzufinden! Das Gebet (das mit Gott „geknüpfte Band“) übermittelt uns dies, oder aber auch die mehr technisch orientierten segensreichen Coué’schen Sprüche (ausgebracht zu Gunsten unserer Gesundheit).

Man muß dies verstehen. „Religere“ heißt „verbinden“, und zwar mit Gott verbinden.

29. Gott ist lebendig, sagt Schelling. Die neuere Philosophie (zu Schellings Zeiten) rückt Gott immer weiter aus der Welt hinaus, macht ihn gewissermaßen ungreifbar, hebt ihn auf einen fernen, fremden Sockel. Dabei ist doch das Gegenteil der Fall: Gott ist in der Welt, und er ist uns näher, als wir je dächten, entsprechend:

> „Mit solchen abgezogenen Begriffen von Gott als Actus purissimus, dergleichen die ältere Philosophie aufstellte, oder solchen, wie sie die neuere, aus Fürsorge, Gott ja recht weit von aller

> Natur zu entfernen, immer wieder hervorbringt, läßt sich überall nichts ausrichten. Gott ist etwas Realeres als eine bloße moralische Weltordnung, und hat ganz andere und lebendigere Bewegungskräfte in sich, als ihm die dürftige Subtilität abstrakter Idealisten zuschreibt.“ (Schelling: Freiheit, S. 28)

Wir entnehmen berechtigt, Gott ist nicht bloß eine „moralische Weltordnung“ (dies gewiß auch, und zwar nach den von ihm geschaffenen oder verantworteten Gesetzen), er hat aber auch noch „ganz andere und lebendigere Bewegungskräfte in sich“, will sagen: Gott legte oder verantwortet die Grundlage des universellen Seins, und er ist gespannt, was am Ende dabei wohl heraus kommt. Es wäre also falsch, ihn auf einen engen Moralisten zu beschränken.

Dem, was Schelling hier vorbringt, kann man nur zustimmen. Gott ist realer, als die Theoretiker und bestimmte Idealisten denken. Wie erwähnt, man wende sich gesundheitshalber an sein persönliches Unterbewußtsein (Gottes Instanz in uns), und siehe da, wir erhalten, wenn nicht gleich,

dann doch etwa binnen drei Wochen Antwort (nämlich den Beginn der Heilung). Es ist schmählich, Gott auf besagte (theoretische) Weise zu verengen, mithin, genau genommen, zu verleugnen. Gott ist aktiv und lebendig, er ist für uns und für unsere Ansprache da. Gott heilt.

30. Gott denkt sich selbst:

> - „… Aristoteles… dazu [Gott denkend zu begreifen] gelangt Aristoteles nur durch verschiedene Mittelbegriffe, z. B. daß dies höchste Wesen das seligste sein müsse. Von allem actus aber ist der seligste das Denken. Nun aber, was denkt dies höchste Wesen? Ein Anderes zu denken wäre seiner unwürdig, also denkt es sich selbst.“ (Schelling: Offenbarung, S. 142)

Also, das gesamte Sein und Universum ist demnach folglich Gottes. Auch wir sind im Gesamtsein enthalten und demnach Gottes. In allem, was aufscheint, spiegelt sich Gott, entsprechend auch in den Widersprüchen, welche für jede Entwicklung erforderlich

sind (ohne Widerspruch keine Entwicklung).

Gott denkt uns, und umgekehrt: wir denken über Gott nach, so, wie er – schrittweise, allmählich, demnach in Selbsterkenntnis – über sich selber denken müßte oder würde. Gott erkennt sich (auch mit Hegel) in uns selber. Wer bin ich, und was kann ich sein und werden? In der gesamten Entfaltung der Natur sowie in unserer menschlichen Entwicklung erkennt Gott, was er ist oder sein könnte.

31. Je größer eine Sache, desto einfacher ist sie. Gott ist ersichtlich am größten, wie wir oben sagten. Also ist Gott unmittelbar am einfachsten. Aber erst über die Entwicklung wird das Ganze schlüssig. Trotzdem kann man insofern bereits aus der Realität die Einfachheit Gottes, mithin auch die Einfachheit der Natur entnehmen.

Wir sehen, alles vollzieht sich zielstrebig und entschieden. Dabei erkennen wir, die Natur ist immer geradlinig und klar, sie verfolgt stets die kürzesten Wege. Fällt ein Apfel vom Baum, so wird er niemals Umwege vollziehen, sondern er fällt stets auf dem kürzesten Wege zu Boden. Das gilt im

Prinzip für alle Gegebenheiten und Dinge (von hindernden Umständen einmal abgesehen).

Dieses Prinzip der Einfachheit und Kürze gilt interessanterweise auch für die Gesundheit. Wie wollen wir die Gesundheit erstreben? Wir sollen schlicht und einfach positiv denken. Das ist nicht nur der einfachste, sondern zugleich der schnellste gültige Weg zu unserem Ziele, mithin zu unserer Gesundheit (dieses Verfahren des positiven Denkens wirkt nicht in allen, doch in den meisten Fällen).

32. Gott würfelt nicht:

> „Wenn Einstein einst sinngemäß meinte, 'Gott würfelt nicht!', dann sollte die astrophysikalische Wissenschaft sich zusätzlich von dem Grundsatz leiten lassen: 'Gott liebt die Einfachheit'." (Poth, S. 222)

33. Lohnt es sich, an Gott zu glauben? Oder ist das scheinbar gleichgültig, wie uns so viele Dinge als unbedeutend vorkommen wollen? Wir entnehmen folgendes Zitat aus einem Buch von Joel Levy:

„Pascals Wette“ (1662)

Der Glaube an Gott führt zu unendlicher Belohnung, wenn Gott existiert, doch man verliert nichts, wenn Gott nicht existiert. Die rationale Entscheidung lautet daher, an Gott zu glauben.

Diese Formulierung ist nach dem französischen Mathematiker Blaise Pascal (1623 – 62) als ‚Pascal’sche Wette’ bekannt. In seinem letzten Buch Pensées (Gedanken) führte Pascal eines der berühmtesten Argumente für den Glauben an die Existenz Gottes an. In einer Meditation namens ‚Unendlich Nichts’ argumentierte er, daß ‚es durch den Glauben an Gott eine Unendlichkeit an unendlich glücklichem Leben zu gewinnen’ gibt, da man dank eines solchen Glaubens nach dem Tod in den Himmel kommt, falls Gott tatsächlich existiert. Wer hingegen gegen seine Existenz ‚wettet’ und verliert, ist zu ewigem Leid in der Hölle verdammt. Dem stellte Pascal entgegen, was ein Gläubiger verliert, wenn Gott nicht existiert, und stellte fest, daß religiös Gläubige wenig zu verlieren haben. ‚Wir wollen Gewinn und

> Verlust abwägen, setze du aufs Glauben', schrieb er, ‚wenn du gewinnst, gewinnst du alles, wenn du verlierst, verlierst du nichts. Glaube also, wenn du kannst.'„ (Levy, S. 129 f)

Hierzu ist zu bemerken: wenn jemand an Gott nicht glaubt oder nichts von ihm wissen will, ist es schwierig, ihn in eine Überzeugung in diese Richtung zu bringen. Indes, in Pascals Wette entnehmen wir, der Glaube an Gott – so diese Überlegung richtig ist – bringt deutlichen Vorteil. Wie wäre es also damit? Man denkt in einem positiven Sinne, insbesondere etwa, daß Gott einem im Falle einer Krankheit (aber auch bei anderen Gegebenheiten) helfen könnte. Solches Denken, Hoffen oder Wünschen sollte ja nicht schaden, erwägt man. Und wenn es klappt, umso besser!

Nun also, selbst den Skeptikern sei empfohlen: man mache den Versuch und wünsche sich (von Gott) etwas Positives. Das ist allemal besser, als sich etwas Negatives, etwa Krankheit, zu wünschen. Was, wohlgemerkt, alleine schon dadurch geschieht, indem wir ständig von vielfältiger Krank-

heit sprechen. Was ist das Ergebnis des positiven Gesundheits-Wunsches? Jede und jener, sich in diesem Sinne positiv äußernd (insbesondere mit den doch eigentlich neutralen Coué'schen Sprüchen), wird – nach angemessener Zeit – sehr wohl sehen, daß der Wunsch im Rahmen des Möglichen erfüllt wird. Während die oder der andere, sich nichts wünschend oder negativ im üblichen Krankheits-Gerede verharrend, in ihrer oder seiner unerfreulichen Situation verbleibt (ohne irgend etwas von dem Wirkprozeß zu verstehen).

Hier ist zunächst nicht die Rede davon, daß man Gott anspricht. Sondern man wendet sich – per Coué'scher Sprüche – an sein eigenes persönliches Unterbewußtsein. Indes aber, man vermerke bitte, Gott steht letztlich hinter allem. So ist er auch gesundheitlich zur Stelle, und erfüllt unsere Wünsche. Mit dieser Erfüllung der gesundheitlche Wünsche (sofern den Umständen nach möglich) wird letztlich die Existenz Gottes nachgewiesen.

Man hat also schlagenden, eindeutigen Vorteil davon, an Gott zu glauben. Man verliert nichts, wenn man an Gott glaubt, man

kann nur gewinnen, wie wir soeben erfahren haben. Gott ist gut, er hilft immer, sofern den Umständen nach möglich.

Also, fassen wir nochmals zusammen:

a) Gott hilft, wenn man sich an ihn wendet. An Gott und dessen Hilfe zu glauben oder davon zu wissen, lohnt sich also.

b) Wer Gott nicht kennt oder ihn verleugnet, wendet sich also offensichtlich nicht an ihn: und wird entsprechend von Gott keine Unterstützung erhalten.

c) Gott, der im Grunde neutral ist, kann auch indirekt um Negatives (zum Beispiel um Krankheit) gebeten werden. Wie, ist das möglich? Ja, das geschieht unbewußt und ohne Kenntnis desjenigen, der von Krankheiten redet. Das, wovon man spricht (auch Krankheit), erfüllt sich am Ende von selber (auch hierzu ist eine angemessene Spanne Zeit erforderlich). Gottes Wunscherfüllung gilt also auch für den Gottesleugner.

Wie wir gesehen haben, es lohnt sich, an Gott zu glauben. Wäre dies verfehlt, man würde nichts verlieren. Dieser Glaube an Gott aber ist stimmig; man kann nur gewinnen. Und nicht bloß auf dem Gebiet der Gesundheit!

Gott ist gut, man muß es wissen oder glauben. Dann kann man nur gewinnen.

Gaius Plinius Secundus Maior,
auch Plinius der Ältere (23–79)
Gedenkstein, heute am Dom zu Como angebracht

PLINIUS 1: WASSER UND FEUER
Artikel

Gerd Maximovič

„Plinius der Ältere (Gajus P. Secundus). Geboren in Novum Comum (= Como) 23 oder 24. Gestorben in Stabiae (= Castellammare di Stabia) 24. August 79. Römischer Historiker und Schriftsteller. Kam beim Vesuvausbruch ums Leben. Erhalten von seinem Werk ist nur die 37 Bücher umfassende ‘Naturalis historia’, die bis zum 18. Jahrhundert als Wissensquelle diente.“ (Meyers Großes Taschenlexikon + Wikipedia)

Zitiert wird: „C. Plinius Secundus d. Ä: Naturkunde, Band I: Kosmologie. Artemis & Winkler, Düsseldorf, Patmos Verlag 2008. Herausgegeben und übersetzt von Gerhard Winkler und Roderich König."

Auch über das Meer berichtet Plinius teils wunderbare Dinge:

> „Alle Meere reinigen sich bei Vollmond, einige nur zu einer bestimmten Zeit. Bei Messina und Mylae wirft das Meer einen mistähnlichen Unrat ans Ufer, woher auch die Sage entstanden ist, die Rinder des Sonnengottes hätten dort ihre Ställe." (Plinius 1, S. 130)

Was die „Meeresreinigung" betrifft – in Hinblick auf die Plastiküberfülle heutiger Zeiten – schön wär's ja, ob bei Vollmond oder nicht. Bekanntlich ist das Wasser der Meere salzig. Hierzu Plinius:

> „Daher wird die Feuchtigkeit durch die Glut der Sonne getrocknet und wir halten dieses Getirn auch für ein männliches, da es alles ausdörrt und verzehrt. So empfange das weite Meer gleichsam

durch Einkochen seinen Salzgeschmack, oder weil die Sonne, indem sie ihm die süßen und feinen Bestandteile, welche die Kraft des Feuers leicht an sich reißt, entzieht, alle herberen und dichteren Stoffe zurückläßt – deswegen sei das Wasser in der Tiefe süßer als oben: dieses sei die richtigere Ursache für den bitteren Geschmack des Meerwassers als die Behauptung, das Meer sei der ewige Erdschweiß oder weil sich der größte Teil der trockenen Dünste mit dem Wasser mische – oder weil die Natur der Erde es, wie die Heilquellen, damit versehe. Zu den Beispielen gehört, daß bei seiner Vertreibung aus der Macht dem Tyrannen Dionysios von Sizilien ein Vorzeichen zuteil wurde, indem das Meer im Hafen einen ganzen Tag hindurch süß wurde.“ (Plinius 1, S. 131)

Die Frage nach dem Wasservorkommen auf unserer Erde ist allerdings von Interesse. Die Erde muß einmal rotglühend heiß gewesen sein (wie etwa die Vulkane beweisen). Dann kühlte die Erdoberfläche zu ih-

rem heutigen Zustand ab. Wann aber kam das Wasser auf die Erde oder entstand auf ihr? Das muß, allen bislang vorliegenden Erkenntnissen zufolge, sehr früh gewesen sein. Als unser Planet noch weiß- oder rotglühend war? Wie hätte das geschehen sollen?

Man weiß wenig über diese entscheidende, auch uns berührende Frage, da ja das Leben aus dem Meer kommt. Zwei Theorien (zur Herkunft des Wassers) werden vorgeschlagen:

a) reines vulkanisches Ausgasen des Magmas (das Wasser stammt mithin aus dem Erdinneren).

b) Einschläge insbesondere von wasserreichen Asteroiden (in denselben hat man Wassereinschlüsse gefunden).

Die Erde, vernehmen wir, sei bereits im Urzustand ein „feuchter“ Planet gewesen. Also, als sie heiß glühend war? Wie, mit Verlaub, hält sich Wasser auf einer glühenden Oberfläche? Gar nicht! Doch wir entnehmen, 70,8 % der Erdoberfläche sind mit Wasser bedeckt. Das ist eine ungeheure Menge. Und darum abermals die entschei-

dende Frage: woher kommt es, das viele, viele Wasser?

Interessant am Rande ist vielleicht auch die Unterscheidung von Salz- und Süßwasser. Letzteres gewärtigen wir in Flüssen und Seen. Im Gestein der Erde befinden sich Salze. Das Regenwasser löst diese Salze und sickert in die Erde. Letztlich sammelt sich das mineralhaltige Wasser in Bächen und Flüssen, welche zum Meer hin streben und das Meer mit seiner Ladung gelöster Salze versorgen (Süßwasser enthält also auch Salz, wenngleich in nur geringen Mengen, man kann das Salz in ihm darum nicht schmecken).

Plinius zur Tiefe des Meeres:

> „Die größte Tiefe des Meeres gibt Fabianus mit 15 Stadien an. Nach anderen soll im Pontos, dem Lande der Koraxer gegenüber – man nennt diese Stelle ‚Abgründe' (bathea) des Pontos –, ungefähr 300 Stadien vom Lande entfernt die Tiefe des Wassers unermeßlich sein, da man dort niemals einen Grund gefunden habe." (Plinius 1, S. 132)

Aus Meyers Großem Taschenlexikon entnehmen wir: die größte Meerestiefe beträgt 10 924 m im Marianengraben.

Plinius:

> „Einige Flüsse laufen aus Abscheu gegen das Meer unten im Grunde hin, wie die Arethusa, eine Quelle bei Syrakus, in der alles wieder zum Vorschein kommt, was man in den Alpheios wirft… Auch auf dem Gebiet von Atina tritt ein unterirdischer Fluß nach einer Strecke von 20 Meilen wieder zutage…“ (Plinius 1, S. 132 f)

Was das vorübergehende Versickern von Bächen oder Flüssen im Erdreich betrifft, so sollten wir die Donau nicht vergessen. Weiter „Wunderbares“, das Wasser betreffend:

> „Im Gebiet der Sallentiner bei der Stadt Manduria findet sich ein See, der bis zum Rande voll ist und weder durch Ausschöpfen vermindert noch durch Zugießen vermehrt wird.“ (Plinius 1, S. 133)

„Die Quelle des Zeus zu Dodona ist kalt und löscht eingetauchte Fackeln; nähert man ihr aber ausgelöschte Fackeln, so setzt sie diese wieder in Brand. … In Illyrien entzünden sich an einer kalten Quelle Kleider, die man darüber spannt. Der Teich des Zeus Ammon ist am Tage kalt, in der Nacht heiß.“ (Plinius 1, S. 134)

Auch dem Wasser geschuldete Farb- oder Geschmacksspiele wollen wir der geschätzten Leserin, dem geneigten Leser nicht vorenthalten:

„Im Gebiet von Falerii macht alles Wasser die Rinder, die davon getrunken haben, weiß, der Fluß Melas in Boitien färbt die Schafe schwarz, der Kephisos, der aus dem gleichen See fließt, macht sie weiß, der Peneios wiederum schwarz, der Xanthos bei Ilion rötlich, woher auch sein Name kommt. Am Pontos bewässert der Fluß Asiakes Fluren, auf denen Stuten weiden, die schwarze Milch geben, von der sich die Bewohner nähren.“ (Plinius 1, S. 134)

Doch Wasser kann, nach Plinius, auch nach Wein schmecken beziehungsweise gar den Tod bringen:

> „Auf der Insel Andros soll, wie Mucianus, der dreimal Konsul war, glaubt, im Tempel des Vaters Liber eine Quelle jedesmal an den Nonen des Januar [5.1.] mit Weingeschmack fließen: man nennt diesen Tag ‚Göttermahl' (Theodaisia). Der Styx bei Nonakris in Arkadien, dessen Wasser sich weder durch Geruch noch durch Farbe unterscheidet, tötet sogleich, wenn man davon trinkt; auf dem Hügel Liberosus im Gebiet der Taurer befinden sich drei Quellen, die ebenfalls ohne Rettung, aber auch ohne Schmerz den Tod bringen. Im Gebiet von Carinna in Spanien fließen zwei Quellen nebeneinander, von denen die eine alles auswirft, die andere alles verschlingt; beim gleichen Volksstamm läßt eine andere Quelle alle Fische goldfarben erscheinen, die sich aber, wenn man sie herausnimmt, in nichts von den anderen unterscheiden." (Plinius 1, S. 135)

Und noch weitere wunderbare Dinge, die Plinius hinsichtlich des Wassers zu berichten weiß:

> „Zu Kolophon, in der Höhle des Apollo von Klaros, ist ein Wasserloch, das dem, der daraus trinkt, Orakelgabe verleiht, das Leben aber verkürzt. Daß Flüsse aufwärts fließen, hat man auch zu unserer Zeit in den letzten Jahren der Regierung Neros erlebt…“ (Plinius 1, S. 135)

Auch der mit dem Wasser verbundene Auftrieb, wie wir ihn ja alle aus dem Schwimmbad kennen, wird von Plinius verhandelt:

> „Wem ist wohl unbekannt …, daß der Stein von Styros in noch so großen Stücken schwimmt, nach dem Zerkleinern aber untergeht, daß frische Leichen bis zum Grund untersinken, wenn sie angeschwollen sind, wieder in die Höhe kommen, daß leere Gefäße sich nicht leichter aus dem Wasser ziehen lassen als volle… Seewasser gefriert langsa-

mer als jedes andere, erwärmt sich aber schneller. Das Meer ist im Winter wärmer, im Herbst salziger; immer läßt es sich durch Öl besänftigen; deswegen spritzen die Taucher Öl aus dem Munde, weil es die herbe Natur des Meeres mildert und Licht herabführt. Auf hoher See fällt kein Schnee.“ (Plinius 1, S. 136)

Vorstehend finden sich einige interessante Äußerungen, zu denen man selbst als aufgeklärter Zeitgenosse nicht unbedingt Zugang hat. Werfen wir darum wieder einen Blick in die Erläuterungen hierzu:

„Die angeführten Erscheinungen sind durch das von Archimedes entdeckte Gesetz des Auftriebs zu erklären. Demnach erleidet jeder Körper, der in eine Flüssigkeit getaucht wird, einen scheinbaren Gewichtsverlust im Ausmaß der verdrängten Wassermenge. Ist das Gewicht des Körpers größer als der Auftrieb, sinkt er unter, ist es gleich, schwebt er auf der Flüssigkeit, ist es kleiner, schwimmt er an der Wasseroberfläche. So ist es zu erklären, daß

sich Lasten auf dem Wasser leichter bewegen lassen, warum schwere Gegenstände sinken und leichte schwimmen. … Daß sich leere Gefäße (unter der Voraussetzung, daß sie dicht verschlossen sind) nicht leichter aus dem Wasser ziehen lassen als volle, ist durch Einwirkung des sog. hydrostatischen Drucks bedingt, der beim Herausziehen entgegenwirkt. … Auch der auf dem Meer angeblich ausbleibende Schneefall ist nicht zu begründen, die Beobachtung gilt nur für das Mittelländische Meer. Völlig unsinnig ist die Behauptung, daß sich das Meer durch Verspritzen von Öl beruhigen lasse.“ (Plinius 1, S. 201 f)

Wunderbares hat Plinius auch vom Feuer zu berichten:

„In der Stadt Samosata in der Kommagene liegt ein Sumpf, der einen brennenden Schlamm, ‘maltha’ genannt, auswirft; er hängt sich an jeden festen Körper, den er erreichen kann; wer ihn berührt, dem folgt er nach, auch wenn

> er flieht. Auf diese Weise verteidigten die Einwohner ihre Stadt, als sie von Lucullus belagert wurde: die Soldaten verbrannten mit ihren Waffen. Wasser verstärkt noch den Brand, und die ‘maltha’ kann, wie die Erfahrung gezeigt hat, nur mit Erde gelöscht werden.“ (Plinius 1, S. 136)

Hierzu die Erläuterungen: „Bei der ‘maltha’ handelt es sich um ein dickflüssiges Erdöl, das zäh und klebrig ist und nur mit Erde gelöscht werden kann.“ (Plinius 1, S. 202)

Weitere „Besonderheiten“ im Zusammenhang mit dem Feuer, laut Plinius:

> „… in der Gegend von Phaselis brennt der Berg Chimaira, und zwar Tag und Nacht mit nie verlöschender Flamme; daß dessen Feuer durch Wasser angefacht werde, durch Erde oder Schlamm aber gelöscht werden könne, berichtet Ktesias aus Knidos. In Lykien brennen auch die Berge des Hephaistos so heftig, wenn man sie mit einer brennenden Fackel berührt, daß auch die Steine und der Sand der Bäche selbst im Wasser

> glühen, und es wird dieses Feuer durch Regengüsse genährt. Wenn man mit einem daran angezündeten Stab eine Furche zieht, so sollen ihm Feuerbäche folgen. … Bei Babylon brennt es aus einer Art Fischteich von der Größe eines Tagwerks; die Felder der Aithiopen in der Nähe des Berges des Hesperos funkeln nachts gleich Sternen…“ (Plinius 1, S. 137)

Feuer zeigt auch „Unglück“ an, etwa, wenn ein Krater in seiner Feuersbrunst nachläßt (S. 137). Da hilft nur Beschwörung durch geeignete Opfer:

> „Brannte doch mitten im Meere die aiolische Insel Hiera bei Italien samt dem Meere mehrere Tage während des Bundesgenossenkrieges, bis eine Gesandtschaft des Senats Sühneopfer darbrachte.“ (Plinius 1, S. 138)

Feuer, überall gefräßiges Feuer, man bedenke auch die „feurigen“ Sterne sowie die Sonne, wie Plinius ganz zu Recht bemerkt:

„Da nun dieses Element [das Feuer] allein noch dazu von fruchtbarer Art ist und sich selbst erzeugt, indem es aus den kleinsten Funken anwächst, was müssen wir dann schließlich als Folgen bei vielen Brandstellen auf der Erde erwarten? Was ist jenes Wesen, das ohne eigenen Schaden in der ganzen Welt die geringste Gefräßigkeit nährt? Man rechne noch hinzu die zahllosen Sterne und die riesige Sonne; ferner das Feuer, das die Menschen anzünden, das in den Steinen ruht und beim Aneinanderreiben von Holz {herausspringt}, und endlich das Feuer der Wolken, das die Blitze hervorruft: es wird wahrlich alle Wunder übersteigen, daß es überhaupt einen Tag gegeben hat, ohne daß nicht alles verbrannte, da sogar Hohlspiegel, welche man den Sonnenstrahlen entgegenstellt, leichter zünden als irgendein anderes Feuer!“ (Plinius 1, S. 138)

Man müßte also eigentlich, um Plinius' Frage nach dem Wesen des „Feuers“ zu beantworten, genau genommen, einmal ins Innerste des Atoms hineinschauen. So er-

klärt sich nämlich auch das „Feuer“ der Sonnen. Allerdings wäre dies – für die klassischen Zeiten unseres Berichterstatters – zu weit gegriffen. Wunder über Wunder, hat die Leserin, der Leser dies schon erlebt: daß Flammen aus seinem Kopfe schlagen? Plinius:

> „Sogar im Wasser oder auch an menschlichen Körpern entstehen plötzlich Flammen: So soll einmal der ganze Trasimenische See gebrannt haben; dem Servius Tullius sei in seiner Jugend während des Schlafes eine Flamme aus dem Haupt hervorgelodert; in ähnlicher Weise soll, wie Valerius Antias erzählt, dem L. Marcius, als er in Spanien nach dem Tode der Scipionen eine Rede hielt und die Soldaten zur Rache aufrief, das Haupt in Flammen gestanden haben.“ (Plinius 1, S. 139)